
BESPRECHUNGEN

BÁLINT, SÁNDOR: *Weihnachten, Ostern, Pfingsten. Aus der ungarischen und mitteleuropäischen Traditionswelt der großen Feste*. Mit den Abbildungen von LANTOS, MIKLÓS. Musikalische Bearbeitung von PAKSA, KATALIN. Herausgegeben von BARNÁ, GÁBOR. Szeged: Néprajzi és Kulturális Antropológiai Tanszék 2014. 678 S., 234 Abb., 4 Kt. ISBN 978-963-306-253-1. = Szegedi vallási néprajzi könyvtár 34; A vallási kultúrákutatók könyve 2.

Anzuzeigen ist ein Buch, dessen Inhalt über mehrere Jahrzehnte zusammengetragen und bereits 1973 in seiner ungarischen Ausgabe erstmals gedruckt worden ist.¹ Das Hauptwerk von Sándor Bálint (1904–1980) versammelt in stupend hoher Anzahl Belege zur Gestaltung hoher christlicher Feste aus dem Gebiet des Karpatenbeckens bis etwa 1970 und liegt nunmehr in einer von Albert Friedrich besorgten deutschen Übersetzung vor. Gábor Barna, Volkskundler und Kulturanthropologe an der Universität Szeged, hat das Buch herausgegeben und mit Tamás Grynaeus ein Nachwort verfasst (S. 657–666). Von Miklós Lantos, dem bekannten volkskundlichen Fotografen, stammen nicht nur zahlreiche Abbildungen des enorm umfangreichen Bildteils, er hat hierzu auch einen Kommentar beigezeichnet (S. 655–657). Mit einer Edition an einschlägigen Liedern hat Katalin Paksa mitgearbeitet (S. 605–654).

Bekanntermaßen war Sándor Bálint einer der wichtigsten und produktivsten Vertreter der religiösen Volkskunde in Ungarn. Seit 1931 bis zum Jahr 1945 arbeitete er am katholischen Lehrerbildungsinstitut in Szeged, seit 1933 auch als Assistent am Volkskunde-Lehrstuhl der dortigen Universität, wo er 1934 zum Privatdozenten für Volkskunde habilitiert wurde. Nach der Etablierung der sozialistischen Staatsverfassung in Ungarn wurde Bálint dann 1966 von der Universität entfernt (S. 657), arbeitete jedoch ganz ohne Unterstützung an seinem Werk weiter. Es muss an dieser Stelle zudem erwähnt werden, dass er nicht allein dieses hier in Rede stehende Buch vollenden, sondern – unter anderen größeren Arbeiten – auch das zweibändige „Ünnepi kalendárium“,² ein umfassendes Verzeichnis der Brauchformen und Traditionen der Marien- und Heiligentage durch

¹ Im Leihverkehr ist zumeist die zweite Auflage verfügbar: Sándor Bálint: *Karácsony, húsvét, pünkösd. A nagyünnepok hazai és közép-európai hagyományvilágából*. Budapest ¹1973, ²1976.

² Sándor Bálint: *Ünnepi kalendárium. A Mária-ünnepok és jelesebb napok hazai és közép-európai hagyományvilágából*. I–II. Budapest 1977.

das ganze Jahr vorlegen konnte. Die hier annotierte Übersetzung bietet demnach nun im deutschen Publikationskreis ein wichtiges Zeugnis dafür, dass im Ungarn der Jahre 1949 bis 1989 diese Forschungsrichtung auch gegen Widerstände weiter betrieben worden ist, obwohl sie der Konzeption des *neuen sozialistischen Menschen* diametral entgegenstand.

Die christlichen Hochfeste mit ihrem Umkreis sah Bálint unter dem Aspekt der »Immanenz der Natur in transzendenten Perspektiven« (S. 605; vgl. auch den fast poetischen Einführungstext S. 9–11). Er brachte dabei nicht nur, aber doch hauptsächlich einen konfessionell katholischen, wenn man so will, einen *westkirchlich* bestimmten Fokus für den ganzen Raum des Karpatenbeckens in Anschlag und wählte in ethnischer Hinsicht eine konsequent pluralistische Perspektive.

Auf 544 Seiten wird eine ungeheure Materialfülle ausgebreitet. Beginnend mit einem umfangreichen Abschnitt über die Adventszeit und den Weihnachtsfestkreis (S. 12–187), beschreibt das Buch die »Hochzeit zu Kana« (S. 247–255) und nimmt im Anschluss die Fastenzeit mit der ganzen Karwoche (S. 256–386), Ostern und den »Weißen Sonntag« mit der Erstkommunion (S. 387–441) sowie den Himmelfahrtstag (S. 442–450) in den Blick. Nach der Besprechung des Sonntags »Exaudi« (S. 519–520) folgt der große Pfingstfest-Teil (S. 521–553). Die eingestreuten Abbildungen aus ganz unterschiedlichen Zeitstufen illustrieren die Ausführungen in beeindruckender Weise. Die Herkunft der Informationen und Belege ist von unterschiedlicher Evidenz, darunter auch damalige Diplomarbeiten und »freundliche mündliche Mitteilungen«. Bálint hat Nachrichten zusammengezogen, woher immer er sie aus seinem akademischen Umfeld greifen konnte (durchaus vergleichbar den im deutschsprachigen Publikationskreis zu gleicher Zeit entstandenen und allbekanntesten Arbeiten von Georg Schreiber). Ein fast 700 Titel umfassendes, bis zum Jahr 1973 reichendes Quellen- und Literaturverzeichnis schließt das Werk ab (S. 571–602, zumeist ungarischsprachige, aber auch viele deutschsprachige Titel). Bálints Zusammenstellung lässt sich indessen nicht allein als Spiegel liturgischer Vorgaben und der ganzen »Heilsgeschichte der biblischen Menschheit« lesen (S. 10). Da die Brauchformen, welche die Hochfeste anreichern, im Wesentlichen auf einen agrarischen und einen handwerklichen (nicht industriellen) Wirtschaftskreislauf eingerichtet waren, bilden sie im aktuellen Forschungskontext einer »agrarischen Religiosität« in Mitteleuropa, wie der Schweizer Historiker Peter Hersche³ diese noch bis in die 1960er Jahre bestehende Welt bezeichnete und betitelte, einen Fundus von erheblicher Relevanz.

Michael Prosser-Schell

Freiburg im Breisgau

³ Peter Hersche: *Agrarische Religiosität. Landbevölkerung und traditionaler Katholizismus in der voralpinen Schweiz 1945–1960*. Baden/CH 2013.

Historia Vita Memoriae. Festschrift für Rudolf Gräf zum 60. Geburtstag. Herausgegeben von FLOREA, IOANA – TAR, GABRIELLA-NÓRA. Cluj-Napoca: Presa Universitară Clujeană / Klausenburger Universitätsverlag / Kolozsvári Egyetemi Kiadó 2015. 352 S., Faks., Kt., Diagr. = Studia Germanica Napocensia 3.

Der Buchreihe des Instituts für deutschsprachige Lehre und Forschung (IDLF) der Babeş-Bolyai-Universität zu Klausenburg (*Cluj-Napoca, Kolozsvár*) feiert mit der vorliegenden Ausgabe nicht nur das Erscheinen des dritten Bandes. Sie ist vielmehr auch eine besondere Ehrung eines der wichtigsten Mitbegründer und Mitgestalter des Instituts: Das Wirken von Professor Rudolf Gräf hat das deutschsprachige Studium an der Babeş-Bolyai-Universität maßgeblich geprägt. Eines der Zeichen hierfür ist eben die Neugründung des IDLF, das im Jahre 2010 in Anwesenheit der Bundeskanzlerin der Bundesrepublik Deutschland in einer neuen Gestalt inauguriert wurde.

Der interdisziplinär angelegte Band umfasst Bereiche von der älteren und neueren Geschichte über das Unterrichtswesen bis hin zur Kultur, Literatur und Wirtschaft. Nach dem Vorwort der Herausgeberinnen, das die Verdienste des Jubilars um die Entwicklung des deutschsprachigen Studiums an der Babeş-Bolyai-Universität würdigt, folgen zwei Lobreden von Rektor Ioan Aurel Pop und von Professor Wolf D. Gruner. Der erste Text streicht die historischen Aspekte des Banats hervor, jenes multikulturellen Raumes, in dem Professor Gräf aufgewachsen ist und nachhaltige Einflüsse auf seine Denkweise und seinen beruflichen Werdegang erhalten hat. Die zweite Laudatio schildert detailliert sein wissenschaftliches Wirken und seine Tätigkeit an der Universität.

Die 22 Aufsätze sind in den Sektionen „Wanderungen durch Europa“, „Geschichte(n) – Siebenbürgen“, „Universität(s) – Wesen“, „Kul-tour – Litera-tour“, „Kritisch – Unternehmen“ gruppiert.

Harald Heppner (Graz) schildert unter dem Titel „Präsent und dennoch abwesend. Die Nichtverfügbarkeit des Herrschers im Donau-Karpatenraum“ die symbolische (nicht-physische) Präsenz des Herrschers in peripheren Räumlichkeiten aus mehreren Perspektiven, hauptsächlich bei den Habsburgern. In diesen Fällen handelt es sich auch um gewisse höfische und Herrschertraditionen auf dem gesamten Gebiet der Habsburgermonarchie. Wolf D. Gruner (Rostock) präsentiert „Metternich, die europäische Neuordnung und die Gründung des Deutschen Bundes (1812–1815)“, die mannigfaltigen Optionen Europas nach den napoleonischen Kriegen, zwischen der Wiederherstellung des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation und einer föderativen deutschen Lösung. Letztlich spielte der Deutsche Bund vom Wiener Frieden bis zum Ersten Weltkrieg eine stabilisierende Rolle in Europa. Elena Alupoae (Klausenburg) bietet „An Analysis of the

Customs Policy Promoted by the Habsburg Empire in the Second Half of the Nineteenth Century“, Aspekte der an wirtschaftlichen Reformen orientierten zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, mit Blick auf die Binnenzollfreiheit sowie die Regulierung und Modernisierung der Zollpolitik. András F. *Balogh* (Klausenburg) schildert im Thema „Deutsche Identitätsvarianten im Donau-Karpatenraum im 19. und 20. Jahrhundert“ die Mehrzahl von Identitäten, die sich in der Literatur aus Siebenbürgen, der Bukowina und des Banats widerspiegeln, hauptsächlich die Modelle des »guten Schriftstellers« und des »guten Lesers«, dies aus der Perspektive diverser deutschsprachigen Gruppen (Bukowina, Siebenbürger Sachsen, Donauschwaben). Ioana *Florea* (Klausenburg) behandelt „Das gegensätzliche Schicksal im Osten und Westen nach dem Zweiten Weltkrieg und die langwirkenden Folgen der gesamteuropäischen Entwicklung“, nämlich jene von der Spaltung des Bündnisses der Alliierten bis zur Herausbildung des West- und des Ostblocks beziehungsweise des Kalten Krieges sowie zum Aufstieg der europäischen Idee als Nachfolgeprojekt. Wichtig ist für die Staaten des ehemaligen Ostblocks der Weg »zurück nach Europa«, der ihnen nach dem Zweiten Weltkrieg verwehrt blieb.

Mircea Gheorghe *Abrudan* (Klausenburg) schildert in seinem Beitrag „Nicolae Iorgas Siebenbürgen-Reise und der 1906 veröffentlichte Bericht über das Land und seine Bewohner“ die Persönlichkeit des bekannten Historikers als Schlüsselfigur der rumänischen Kultur und Geschichtsschreibung. Iorga bereiste 1906 Siebenbürgen und zeigte für die siebenbürgische Geschichte und Kultur großes Interesse, das seine integrierende Betrachtung über die Region nähren sollte. Nicolae *Bocşan* (Klausenburg) würdigt „The Romanian Elite in Transylvania between Militancy and Professionalisation“ die Rolle der rumänischen gesellschaftlichen, kulturellen und kirchlichen Elite in Siebenbürgen, die in der Nationalbewegung zur politischen Führungsschicht herangewachsen war. Sorina Paula *Bolovan* und Ioan *Bolovan* (Klausenburg) beschreiben „Intergenerational and Interfamilial Relations among the Romanians of Transylvania during World War I“, die Kontinuitäten und Zäsuren in der meist ländlich geprägten Gesellschaft Siebenbürgens, wie sich diese hauptsächlich in der Korrespondenz zwischen den Soldaten und ihren Familien widerspiegeln. Mehrere demographische Indikatoren ermöglichen Rückschlüsse auf die Rolle der Familie. Der Erste Weltkrieg war eine Zäsur mit wichtigen Schwankungen der demographischen Indikatoren, hauptsächlich der Migration. Hinzu kam die geänderte Rolle der Frauen in Krieg und Gesellschaft. Wilfried *Schreiber* (Klausenburg) beschreibt „Die deutsche Minderheit in Rumänien heute. Demographische Entwicklung und Herausforderungen“ vor allem unter dem Gesichtspunkt des Rückgangs der Zahl der Rumäniendeutschen (bis auf 36.042 im Jahr 2011). Der Autor geht auf die Ursachen dieses Trends ein und

wägt mögliche Gegenmaßnahmen hauptsächlich auf der Ebene der Kulturförderung ab.

Enikő *Batiz* (Klausenburg) untersucht in ihrem Aufsatz „School Failure Predictors“ die Wichtigkeit der statistischen Erhebungen für das Unterrichtswesen sowie die Gründe des Schulabbruchens; ihre statistischen Daten stellen auch die Perspektiven der Digitalisierung des Unterrichtswesens in Aussicht. Ioana *Velica* (Klausenburg) stellt „Zur Geschichte des rumänischen Unterrichtswesens. Der rumänische Unterricht vor 1859“ fest, dass die heutige Situation und die Entwicklungen im Unterrichtswesen nicht ohne die Untersuchung von deren historischen Hintergründe verstanden werden könnten. Vor 1859 habe es auf dem Gebiet des heutigen Rumänien mehrere Systeme anhand der Zugehörigkeit zu verschiedenen Staaten gegeben, zugleich aber auch Gemeinsamkeiten gegeben, während das Schulwesen in einem Aufschwung begriffen gewesen sei. Mihaela *Drăgan* und Diana *Pitic* (Klausenburg) untersuchen anhand unter anderem von Gesetzen, Organigrammen und Statistiken „Die Qualität der Prozesse am deutschsprachigen Studiengang der Fakultät für Wirtschaftswissenschaften und Unternehmensführung“, genauer, die Rolle der Universität und ihrer Persönlichkeiten, speziell des deutschsprachigen Studienganges, im Rahmen einer der erfolgreichsten Fakultäten der Babeş-Bolyai-Universität. Mihaela *Drăgan* und Diana *Ivana* (Klausenburg) beschreiben „Das Konzept der ‚Beschäftigungsfähigkeit‘ am deutschsprachigen Studiengang an der Fakultät für Wirtschaftswissenschaften und Unternehmensführung“, die Studienangebote, bei denen aufgrund der ermittelten Daten zu beobachten ist, welche Chancen die Studierenden auf dem Arbeitsmarkt haben – einer der wichtigsten Parameter für jeden Studiengang. Gabriella-Nóra *Tar* (Klausenburg) schildert den Alltag des universitären Lebens unter dem Titel „Klassiker reloaded: Herausforderungen und Chancen des deutschsprachigen Literaturunterrichts an der Babeş-Bolyai-Universität in Cluj – Klausenburg – Kolozsvár“. Repräsentativ für die deutschsprachige Studienrichtung an der dieser Universität ist der deutschsprachige Literaturunterricht, dessen Rahmenbedingungen und Ablauf aufschlussreich dargestellt werden. Die Gestaltung der Germanistik unter den gegenwärtigen Bedingungen stellt sich der Herausforderung, Trend und Tradition produktiv zu vereinbaren. Dieter *Grasedieck* (Duisburg – Essen) vermittelt mit seinem Aufsatz „Keine Computer, nur Dozenten können für Bildung begeistern. Not Computers, but Teachers can Inspire Learning“ eine Einsicht in das E-Learning und die Rolle der Computer in der Bildung, mit der Schlussfolgerung, dass im Unterricht die Computer nicht alle Abläufe übernehmen, und fürs Lernen nicht begeistern können.

Mariano *Barbato* (Passau – Klausenburg) schildert in seinem Aufsatz „Non Recuso Laborem“ oder ‚A Working Peace System‘. Versuch über einen kulturellen

Funktionalismus“, ausgehend von der Auffassung Huntingtons über die Geopolitik, einige Möglichkeiten der Auslegung der heutigen geopolitischen Lage, von der Bedeutung der Kultur und Religion bis hin zur funktionalistischen Auffassung der EU; es werden mehrere theoretische Ansätze und historische Beispiele aus der Perspektive Klausenburgs und des Donau-Karpaten-Raumes geschildert. Der Beitrag von Kurt *Scharr* (Innsbruck) „Um der Zerrüttung [...] Schranken zu setzen. Kataster und Grundbuch als probate Mittel der Raumkonsolidierung im österreichischen Kaiserstaate am Beispiel der Bukowina“ präsentiert den Kataster, dessen Einführung eine der wichtigsten Reformen des österreichischen Kaiserstaates war, der auch zu einem Instrument der Stärkung der räumlichen Kontrolle, der Aufwertung der Besitzrechte geworden ist. Hier wird das Beispiel der Bukowina von der Idee bis zur eigentlichen Einführung verfolgt und reichhaltig illustriert. Maria Mihaela *Ilişiu* (Klausenburg) präsentiert in ihrem Beitrag „*Rote Handschuhe* – Schreibenanlass und Autorenintention. Schlattners Roman im Kontext der rumäniendeutschen Literatur“ das Wirken eines der wichtigsten deutschen Schriftsteller aus Rumänien, Eginald Schlattner, der durch viele seiner Werke den Alltag des Dissidenten im Kommunismus beleuchtet. Erörtert werden Schlattners Debüt in der rumäniendeutschen Literatur und, auch darüber hinaus, das Wirken seiner Ideen. Oana *Tanţău* (Klausenburg) behandelt die „Interkulturalität bei Adam Müller-Guttenbrunn“, einen Leitaspekt im Werk des Banater deutschen Schriftstellers, der auf die ethnisch-kulturelle Vielgestaltigkeit der Region in den letzten Jahrzehnten der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie verweist.

Rudolf *Windisch* (Rostock) würdigt den Romanisten „Ernst Gamillscheg. Präsident des Deutschen Wissenschaftlichen Instituts (DWI) in Bukarest, 1940–1944“ unter dem Aspekt seiner Interaktionen und Gratwanderungen während seiner Tätigkeit im Dienst der Kultur- und Wissenschaftspolitik Nazi-Deutschlands. Mariana Leontina *Mureşan* (Klausenburg) befasst sich mit der „Unternehmenspublizität“, der Praxis der Unternehmen, die viele Daten über ihren Betrieb veröffentlichen – diese Tätigkeit unterliegt gesetzlichen Regelungen, aber auch der eigenen Firmenkultur. Zenovia Cristiana *Pop* (Klausenburg) bringt „Kritische Betrachtungen zur Altersvorsorge“, zu einem so aktuellen Thema in Gesellschaft und Wirtschaft, hauptsächlich am Beispiel Deutschlands, dessen Sozialversicherungswesen vielen Staaten als Modell gilt.

Allen Beiträgen sind bibliografische Listen angefügt, die auch die institutionelle Zugehörigkeit der Autorinnen und Autoren sowie ihre Kontaktdaten beinhalten. Das Schriftenverzeichnis des Jubilars ergänzt das komplexe Bild und die Fülle an Informationen in diesem lobenswerten Band.

ROOS, MARTIN: *Gerhard von Csanád. Gestalt eines Bischofs der frühen ungarischen Kirche*. Im Eigenverlag der drei Bistümer Szeged-Csanád, Gross-Betschkerek, Temeswar und München: Verlag Edition Musik Südost 2017. 375 S., 15 sch/w und farb. Abb. ISBN 978-3-939041-26-9.

Bischof Martin Roos wurde 1942 in Rumänien geboren, studierte Theologie in Rottenburg, empfing die Priesterweihe 1971 und wurde 1990 von seinem Oberhirten auf Bitte des neuen Bischofs von Temeschwar (*Timișoara, Temesvár*) für die dortige Seelsorge freigestellt. Dort wurde er Kanzleidirektor, Generalvikar, schließlich 1999 Diözesanbischof. Schon als Kaplan setzte sich Martin Roos für seine donauschwäbischen Landsleute in Schrift und Pastoral ein. Nach seiner Rückkehr in die Heimat veröffentlichte er ein großes Werk über die Wallfahrtskirche Maria Radna – die er restaurieren ließ – in zwei Bänden (Regensburg 1998, 2004). Als Bischof hat er sich jedoch zu einem noch größeren Werk entschlossen. Da die tausendjährige Diözese Csanád aufgrund des Friedensvertrages zu Trianon 1920 auf drei Länder – Ungarn, Serbien und Rumänien – aufgeteilt wurde, fasste er den Plan, in Zusammenarbeit mit der neuen, aus Csanád entstandenen Diözesen Szeged-Csanád, Groß-Betschkerek (*Zrenjanin*) und Temeschwar, die Geschichte des alten Kirchensprengels musterhaft und großzügig illustriert herauszugeben. Aus dem monumentalen Werk sind im Eigenverlag der drei Diözesen sowie im Münchener Verlag Edition Musik Südost folgende Bände erschienen: I/1 (2009) auf 568 Seiten, I/2a (2010) auf 575 Seiten, I/2b (2012) auf 715 Seiten, I/3a (2014) auf 776 Seiten und I/3b (2016) auf 754 Seiten.

Die Arbeit über den hl. Gerhard beginnt (Kapitel 1, S. 12–18) mit der minutiösen Aufzählung und Bewertung aller Quellen zur „Vita Gerhardi“ und setzt mit dem Kapitel 2 (S. 18–36) über die Gerhardsforschung seit 1938 die Ausführungen fort. Roos analysiert und bewertet die bisherigen Forschungsergebnisse anhand wichtiger, aber oft auch kontroverser Darstellungen einzelner Wissenschaftler. So muss man am Ende der Lektüre dem Urteil des Literaturwissenschaftlers János Horváth von 1962 zustimmen: »Keine mittelalterliche Geschichtsquelle Ungarns wurde bis heute so gegensätzlich beurteilt wie die Gerhardslegenden.« Mit anderen Worten, heute wissen wir mit Sicherheit ebenso wenig oder ebenso viel wie vor 60 Jahren. Hypothesen gibt es, handfeste Beweise jedoch nicht.

Das Kapitel 3 (S. 41–44) erzählt das erstaunlich Wenige, was wir vom Leben des hl. Gerhard mit Sicherheit wissen. Er wurde vor dem Jahr 1000 in Norditalien (Venedig?) geboren, um 1020 kam er nach Ungarn, wohnte im Kloster Bakonybél, dann als Eremit, bis er 1030 erster Bischof von Marosvár (Csanád) wurde. 1046 fiel er dem heidnischen Aufstand zum Opfer. Alles andere, was man von ihm erzählt, lässt sich nicht mit Sicherheit beweisen.

Das Kapitel 4 (S. 49–56) beschreibt das Christentum im Tal des Mieresch (*Mureş, Maros*) vor dem hl. Gerhard. Die Schilderung wird in die politische Geschichte des Missionswerkes unter Großfürst Géza (vor 972–997) und dem ersten christlichen König Ungarns, dem hl. Stephan (1000–1038), eingefügt. Wie weit die Missionierungen des Prunward (Bruno) von Sankt Gallen und Bruno von Querfurt im Lande der *Hungari Nigri*, im Reich des Ajtony (Achtum) erfolgreich waren, lässt sich nicht nachweisen. Tatsache ist hingegen, dass Ajtony 1002 in Widdin die Taufe der Ostkirche empfang und an seinem Sitz Marosvár ein orthodoxes Kloster mit orthodoxen Mönchen gründete. Wie weit sich das östliche Christentum im Herrschaftsgebiet Ajtonys ausbreitete und sich festigte, lässt sich nur vermuten und nur sporadisch nachweisen.

Das Kapitel 5 (S. 61–70) behandelt die Gründung der Diözese Csanád. Während die Bischofsweihe Gerhards im Jahre 1030 feststeht, ist die Entstehungszeit der Diözese höchst umstritten. Die meisten alten und jüngeren Forschungen haben sie mit dem Sieg König Stephans beziehungsweise Csanáds über Ajtony um 1028 gleichgesetzt. Fand jedoch die Niederlage Ajtonys bereits in den Jahren 1003–1008 statt, und setzte Csanád seine Herrschaft somit schon damals ein, so stellt sich die Frage, wie sich das christliche Leben in der Region die folgenden zwei Jahrzehnte hindurch gestaltete. György Györffy hat die Antwort mit der These geliefert, das eroberte Gebiet sei der bereits vorhandenen Diözese Kalocsa unterstellt gewesen. Erst als Gerhard Bischof wurde, sei sein Bistum Marosvár/Csanád aus Kalocsa ausgegliedert und Kalocsa mit der Erhebung zur Erzdiözese entschädigt worden. Allein handfeste Beweise für diese Theorie gibt es nicht.

Martin Roos beschreibt im Weiteren die organisatorische Arbeit des hl. Gerhard und wirft einen Blick auf die wechselvolle Geschichte der Diözese durch die Jahrhunderte bis zur territorialen Aufteilung im Jahre 1920 und auf die gegenwärtige Lage. Das einzige erhaltene Werk des hl. Gerhard, die „*Deliberatio*“, wird im Kapitel 6 (S. 75–83) anhand des von Gabriel Silagi editierten Textes (*Corpus Christianorum* 49) gewürdigt. Bischof Roos rückt den wissenschaftlichen Wert der „Abhandlung“ auf das ihr gebührende Niveau zurecht: Sie ist kein geniales Werk, aber ein einmaliges Zeugnis der christlich-abendländischen Tradition, die damals auch in Ungarn Wurzeln fasste.

Kapitel 7 (S. 87–98) untersucht Gerhards Persönlichkeit und seine Verehrung von den Anfängen bis zur Gegenwart. Auch hier trachtet der Autor nach Objektivität: Er erwähnt auch die Schwächen des Heiligen, so seine Reizbarkeit und sein cholerasches Temperament, nicht nur seine Güte, Askese und Marienverehrung. Die liturgische Verehrung Gerhards, sein Grab, seine Reliquien werden die Jahrhunderte hindurch ausführlich beschrieben. Die in Ungarn einst aufbewahrten Reliquien sind restlos verschwunden, doch konnten von den nach Italien (Mu-

rano, Bologna) und Böhmen (Prag) gelangten Reliquien Teile im 19. Jahrhundert nach Ungarn zurückgeführt werden. Der Autor widmet seine Aufmerksamkeit auch der darstellenden Kunst und dem Kult des Heiligen bei den Donauschwaben bis zur Gegenwart.

Nach einer kurzen Zusammenfassung (S. 103–104) behandelt der Anhang (S. 109–141) zwei Themen: die beiden Viten des hl. Gerhard – *legenda minor* und *legenda maior* (S. 111–139) – sowie einen Nachtrag über den 1982 entdeckten Text aus den Homilien Gerhards (S. 140–141). Aus diesem Textfragment ist ersichtlich, dass Gerhards Schriften hochgeschätzt, vielfach abgeschrieben und verarbeitet wurden. Die Viten werden mit einer Vorbemerkung des Herausgebers Gabriel Silagi kurz vorgestellt (S. 109–110), dann aus dem lateinischen Text ins Deutsche übertragen. Über die editorische Exaktheit der lateinischen Texte erlaubt sich der Rezensent kein Urteil, hat jedoch schwerwiegende Bedenken über die Richtigkeit der Übersetzungen. Silagi schreibt hinsichtlich der Wunder durch den Heiligen: »Ein Kind sei allein dadurch gesund, dass er den Leichnam des Heiligen geküsst hat.« Die richtige Übersetzung lautet jedoch: »Das Kind küsste ein einziges Mal den Leib des Heiligen und es wurde wieder gesund.« Oder: »Eine tiefäugige Jungfrau erhielt den Glanz der Augen zurück« sollte richtig heißen: »Ein Mädchen mit (eitriger) Augenentzündung erhielt das klare Licht zurück.« Ein weiteres Beispiel: »Eine Frau zog einen Fisch aus dem Wasser und wurde vom Dämon besessen.« Dazu erklärt Silagi, das Wort *canapum* oder *carnapum* habe er nirgends nachweisen können: »Da es sich dem Zusammenhang nach um einen Fisch handeln muss, ist am ehesten auf eine Ableitung von *corpa* (Karpfen) zu denken.« Offenbar konnte Silagi mit dem Wort *canapum* nichts anfangen. Aber *cannabis*, *canapum* heißt so viel wie Hanf, also die Frau zog den Hanf aus der Hanfröste: »locus ad cannabim humectandam«.¹ Ältere ungarische Gerhardslegenden übersetzen den Text richtig: Sie schreiben von einer Frau, die Hanf röstete.

Bischof Roos stellte sich, wie er im Vorwort mitteilt, der Aufgabe, das Leben des ersten Bischofs von Csanád, des Protomärtyrers von Ungarn, dessen 94. Nachfolger er ist, »anhand der kritisch gesichteten Quellen erneut zu prüfen und gegebenenfalls zu korrigieren«. Dies ist ihm hervorragend gelungen. Es gibt derzeit keine so gründliche und minutiöse, dennoch gebündelte Darstellung über den hl. Gerhard von Csanád wie jene von Martin Roos in sieben Kapiteln, mit einem Anmerkungsapparat, der 665 Titel auf 44 Seiten umfasst. Hinzu kommen 15 Abbildungen, das nach Themen wie Archive, Sammlungen, Handschriften, Bibliotheken, gedruckte Quellen, Literatur, Zeitungen aufgeschlüsselte Schrifttum

¹ *Magyar oklevél-szótár. Pótlék a magyar nyelvtörténeti szótárhoz.* Hgg. István Szamota, Gyula Zolnai. Budapest 1902–1906, 472.

auf 148 Seiten und das Register der Personen- und Ortsnamen sowie der Sachwörter auf 38 Seiten. Die ungarische und die internationale Hagiografie und Kirchengeschichtsschreibung kann Martin Roos für diese verdienstvolle wissenschaftliche Leistung dankbar sein.

Gabriel Adriányi

Königswinter

Die Hungarica-Sammlung der Franckeschen Stiftungen zu Halle. Alte Drucke 1495–1800. Herausgegeben von KLOSTERBERG, BRIGITTE – MONOK, ISTVÁN. I: A–O; II: P–Z. Bearbeitet von VERÓK, ATTILA. Budapest: Magyar Tudományos Akadémia Könyvtár és Információs Központ 2017. 1235 S. I: ISBN 978-963-7451-33-1; II: ISBN 978-963-7451-34-8 = Adattár a XVI–XII. századi szellemi mozgalmak történetéhez 40/1–2.

Allein der Umfang dieses von Attila Verók bearbeiteten zweibändigen Katalogs ist beeindruckend, denn dieser übertrifft mit 1235 Seiten sogar den ebenfalls voluminösen, 1158 Seiten starken Band 39/1–2 der gleichen Schriftenreihe aus dem Jahr 2015.¹ Die vorliegenden beiden Bände sind Teil der Bücherreihe über die Kulturbeziehungen zwischen der Friedrichs-Universität zu Halle beziehungsweise den Franckeschen Stiftungen des Halleschen Waisenhauses und dem historischen Ungarn.² Im Rahmen dieses gigantischen Forschungs- und Erschließungsprojektes wurden von ungarischen Fachleuten vor Ort 13.000 Porträts, 2.000 Landkarten und Ansichten, 110.000 Bücher und mehrere Tausend Briefe im Bestand der Bibliothek der Franckeschen Stiftungen gesichtet und auf Ungarnbezüge untersucht. Dem vorliegenden Katalog der Hungarica-Drucke schaltet der Bearbeiter, der bekannte Kulturhistoriker und Inhaber des Lehrstuhls für Kulturelles Erbe und Kulturgeschichte an der Károly-Eszterházy-Universität zu Erlau (*Eger*), eine 39 Seiten starke Einleitung unter der Überschrift „Die hallisch-ungarischen Kulturkontakte im Spiegel der historischen Sammlungen der Franckeschen Stiftungen zu Halle (17–18. Jahrhundert)“ voran. Im ersten Unterkapitel stellt er kurz das Waisenhaus und die historische Büchersammlung der Franckeschen Stiftungen vor. Diese 1698 von August Hermann Francke gegründete Stiftungsbibliothek wird in Fachkreisen gerne auch als *zweites Wolfenbüttel* bezeich-

¹ *Die Hungarica-Sammlung der Franckeschen Stiftungen zu Halle. Handschriften.* Teile 2A und 2B. Hgg. Brigitte Klosterberg, István Monok. Bearbeitet von Zoltán Csepregi. Budapest 2015.

² *Die Hungarica-Sammlung der Franckeschen Stiftungen zu Halle. Teil 1: Porträts.* Hgg. Brigitte Klosterberg, István Monok. Bearbeitet von Attila Verók, György Rózsa. Tübingen 2003; *Die Hungarica-Sammlung der Franckeschen Stiftungen zu Halle. Historische Karten und Ansichten.* Hgg. Brigitte Klosterberg, István Monok. Bearbeitet von László Pásztai, Attila Verók. Halle 2009.

net und damit die herausragende kulturhistorische Bedeutung der hallischen Sammlung als zweitgrößte historische Dokumentationsstelle mit Ungarn- und Siebenbürgenbezug aus dem 18. Jahrhundert betont. Es ist verblüffend, wie rasant sich diese öffentliche Bibliothek entwickelte. Der bescheidene Startbestand wuchs durch großzügige Schenkungen, Spenden und Nachlässe von Adligen, Bürgern, aber vor allem von Professoren in den ersten zehn Jahren auf 18.000 Bände. Dieser Umfang übertraf erheblich jenen der meisten damaligen Universitätsbibliotheken, die 10.000 Bücher nur selten erreichten. Die von breiten sozialen Schichten benutzte Bibliothek setzte erfolgreich die bibliothekstheoretischen Ansichten um, die Gabriel Naudé und Gottfried Wilhelm Leibnitz entwickelt hatten. Verók bietet eine fundierte Kurzgeschichte der Bibliothek bis in die Gegenwart. Nach aufwendiger Sanierung und Modernisierung 1998 steht diese Bibliothek den Benutzern wieder in alter Pracht zur Verfügung.

Nach dem kurzweiligen Geschichtsabriss der Bibliothek des Waisenhauses zu Halle (*Bibliotheca Orphanotrophaei Halensis*), die in den letzten beiden Jahrzehnten Treffpunkt von Forschern vieler Fachdisziplinen aus aller Welt geworden ist, geht Verók auf die aus kulturhistorischer Sicht nicht nur spannenden, sondern hochrelevanten hallisch-ungarischen Beziehungen ein. Die Kooperationsprogramme der Franckeschen Stiftungen und der Ungarischen Nationalbibliothek Széchényi (Budapest) sowie die relevanten Ergebnisse dieser fruchtbaren Zusammenarbeit werden kurz vorgestellt. Verók führt die reichhaltige Literatur zur Rolle der Universität und der Franckeschen Stiftungen als Zentrum des Pietismus für die Bildungsgeschichte (Kirchen-, Religions-, Literatur-, Buch- und Medizingeschichte) im ungarischen Sprachraum auf. Halles Ausstrahlung nahm in der Aufklärungsgeschichte eine prominente Stellung ein, und zwar nicht nur für die deutschen Länder, sondern für weite Teile Europas. Ohne auf Einzelheiten des Besuchs ausländischer Universitäten durch Studierende aus Ungarn und Siebenbürgen einzugehen, wird festgestellt, dass sowohl Wittenberg (16. und 17. Jahrhundert) als auch Halle (18. Jahrhundert) zu den am stärksten frequentierten und somit beliebtesten Hochschulen Europas zählten. Daraus erklärt sich, dass im Bestand von etwa 110.000 Büchern aus der Zeit vor 1800 über 5.000 Dokumente mit Ungarnbezug verschiedenster Art vorhanden sind, so etwa zur Thematik der *Peregrinatio academica Hungarorum et Transylvanorum*.

Das dritte Unterkapitel erläutert den Begriff *Hungarica* und stellt die untersuchten historischen Sammlungen kurz vor. Zusätzlich zu den im Band „Porträts“ aufgeführten 243 Personenillustrationen (aus der Bötticherschen Porträtsammlung)³ kamen im vorliegenden Katalog mehrere Hundert Angaben zu Porträts

³ Die *Hungarica*-Sammlung der Franckeschen Stiftungen zu Halle. Teil 1: Porträts.

hinzu. Der Katalog „Handschriften“ beinhaltet 1556 Hungarica (zumeist Briefe, Verzeichnisse, Berichte und Rechnungen).⁴ Die alten Drucke im vierten Band machen mit 3.205 Treffern (Werke) den größten Bestand der Hungarica in den Franckeschen Stiftungen aus. Verók bezeichnet eine weitere, reiche Privatbibliothek des aus dem siebenbürgischen Kronstadt stammenden halleschen Professors und Universalgelehrten Martin Schmeizel (1679–1747) als die drittgrößte Hungarica-Sammlung außerhalb Ungarns. Alle drei Bibliotheken bilden zusammen die größte historische Sammlung von Hungarica vor 1800 außerhalb des ungarischen Sprachraumes – und nicht, wie Verók schreibt, »außerhalb der heutigen Staatsgrenzen Ungarns«. Man denke nur an die großen Bibliotheken und Sammlungen in Siebenbürgen (Rumänien) oder im ehemaligen Oberungarn (Slowakei).

Im nächsten Unterkapitel unternimmt Verók einen Exkurs zum Themenkomplex *Hallischer Pietismus in Siebenbürgen*. Auch wenn diese »Kulturrezeption« im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts zunächst als mystisch und verdächtig (»Ketzerie«) galt, wurde sie bald toleriert und gewissermaßen sogar modisch. Das pietistische Gedankengut verblasste jedoch im dritten Drittel des 18. Jahrhunderts allmählich – bis auf seinen Einfluss auf die Entstehung der Freimaurerei in Siebenbürgen. Die hier angegebene Literatur bietet die Chance, sich mit den genannten Themen eingehend zu befassen und einen tieferen Einblick in die Aufklärung hallischer Prägung im Karpatenbogen zu gewinnen.

Die Richtlinien zur Benützung des Hungarica-Katalogs legt der Bearbeiter am Ende der Einleitung vor (S. 31–39). Zunächst beschreibt er die inhaltlichen Kategorien des Katalogs. So werden unter *sprachlichen* Hungarica alle Drucke, die ganz oder teilweise in ungarischer Sprache erschienen sind (ein Satz genügt), aber auch alle ungarisch-fremdsprachigen Wörterbücher subsumiert. In die zweite Kategorie der *territorialen* Hungarica werden Werke in allen Sprachen eingeordnet, die in Offizinen auf dem Gebiet des historischen Ungarn gedruckt wurden (außer Kroatien und Dalmatien, mit Ausnahme der benachbarten Bezirke Poschega, Syrmien und Veróce). Unter *personellen* Hungarica sammelte der Bearbeiter Werke ungarischer Autoren. Die *inhaltlichen* Hungarica schließlich umfassen dagegen ausländische Druckwerke, die einen inhaltlichen Ungarnbezug aufweisen. Auch hier wurden die Prinzipien der Hungarica-Bibliografie des Grafen Alexander Apponyi und des Hungarica-Katalogs der Herzog-August-Bibliothek zu Wolfenbüttel von Katalin S. Németh zugrunde gelegt.⁵ Als letzte Kategorie führt Verók auch *Possessoren*-Hungarica auf, also Drucke, die beispielsweise einen

⁴ *Die Hungarica-Sammlung der Franckeschen Stiftungen zu Halle. Handschriften.*

⁵ *Ungarische Drucke und Hungarica 1480–1720. Katalog der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. I–III.* Bearbeitet von Katalin S. Németh. New York [u. a.] 1993; Judit Vásárhelyi: *Bibliographische Forschungen zu den ungarischen Drucken vor 1801 in der Herzog August*

handschriftlichen Eintrag, Stempel oder Exlibris-Aufkleber einer ungarischen Person oder Institution aufweisen. In akkurater Arbeit und klarer Systematik wurden anhand der *Hungarica*-Typen 15 Gattungen unterschieden, die eine detaillierte Gliederung und bessere Übersicht über die Bestände ermöglichen sollen. Diese Feingliederung unterscheidet das besprochene Werk von den anderen Katalogen der Reihe zu den „Porträts“ mit sieben Gattungen, den „historischen Karten und Ansichten“ mit sechs Gattungen und den „Handschriften“ mit sechs Gattungen. Auf diese Art und Weise kann der Benutzer des vorliegenden Katalogs die aufgelisteten Druckwerke zuordnen und sich einen Überblick verschaffen. So finden sich unter Gattung 1 die ungarischen Verfasser, unter Gattung 2 die Dissertationen und Disputationen eines *Hungarus*, unter Gattung 3 die Mitwirkung eines *Hungarus* (sonstige beteiligte Personen) und unter Gattung 4 die Widmung für einen oder mehrere Ungarn. Gattung 5 enthält Werktitel mit Ungarnbezug, Gattung 6 Inhalte im Zusammenhang des Landes Ungarn oder seiner Bewohner (Personen), Gattung 7 Porträts, Landkarten oder Ansichten mit Bezug zu Ungarn, Gattung 8 ungarische Druckorte, Gattung 9 ungarische Buchdrucker, Gattung 10 Dissertationen oder Disputationen von Personen mit Ungarnbezug. Gattung 11 umfasst Bücher mit einem Werk einer ungarischen Person oder mehrerer ungarischer Personen, Gattung 12 Bücher in ungarischer Sprache, Gattung 13 ungarische Buchbesitzer, Gattung 14 handschriftliche Einträge eines Ungarn oder auf Ungarisch oder mit Ungarnbezug, Gattung 15 Rezensionen über Bücher mit Ungarnbezug. Fünf der Gattungen sind Innovationen des Bearbeiters (Nr. 4, 7, 13, 14 und 15), sie wurden also erstmalig in der *Hungarica*-Forschung angewandt.

Anschließend wird der Aufbau der einzelnen Katalogtitel erläutert, der stets folgende Positionen beinhaltet: laufende Nummer, Signatur einschließlich der Werknummern in Sammelbänden in eckigen Klammern, Verfasser, Titel, Druckort, Drucker, Erscheinungsjahr, Umfangsangaben, Gattungsangabe, gegebenenfalls detaillierte Beschreibung des Ungarnbezugs, Anmerkungen und Konkordanz, wenn sie nötig erscheint. Verók bringt weitere Erläuterungen zum Gebrauch des Katalogs und präzisiert, dass die Titel nur in kurzen bibliografischen Formen aufgenommen worden seien und auch die Notizen keine Vollständigkeit anstreben, sondern primär eine bibliothekarisch-dokumentarische Registrierung der Druckwerke zum Ziel hätten. Die zweckmäßige Gesamterschließung wird den späteren wissenschaftlichen Nutzern des Katalogs beziehungsweise den Forschern der einzelnen Werke überlassen. Dubletten und Druckvarianten wurden

Bibliothek. In: Wolfenbütteler Beiträge. Aus den Schätzen der Herzog August Bibliothek. VII. Hg. Paul Raabe. Frankfurt am Main 1987, 115–123.

vom Bearbeiter berücksichtigt und aufgeführt, zumal diese durchaus exemplar-spezifische Merkmale aufweisen können (etwa Einträge oder Stempel). Die Konkordanzen wurden zu zwei weiteren Katalogen aufgeführt, nämlich zu jenem der erwähnten Herzog-August-Bibliothek zu Wolfenbüttel mit inhaltlich durchaus abweichendem *Hungarica*-Bestand⁶ und jenem der Ungarischen Nationalbibliothek (*Bibliotheca Nationis Hungariae*) der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt in Halle, der auch alte Bestände der Universität Wittenberg einschließt.⁷ Die Bezugsnummern der retrospektiven ungarischen Nationalbibliografie wurden hier nicht erfasst, da diese online leicht zu ermitteln sind (<http://mnb.oszk.hu/>).

Diese Arbeit beeindruckt nicht nur durch ihr immenses Volumen, sondern auch durch die akribische, Vollständigkeit anstrebende Erschließung der *Hungarica*-Bestände dieser wahren Schatzgrube der Franckeschen Stiftungen. Bearbeiter ist zu beglückwünschen – nicht nur wegen der mit sehr viel Fleißarbeit ans Tageslicht beförderten zahlreichen neuen, bislang unbekanntem beziehungsweise unberücksichtigten Drucke mit vielfältigem Ungarnbezug (Autoren, Auslandsstudierende, Persönlichkeiten, Netzwerke, Stammbücher, Reiseberichte, Reminiscenzen und handschriftliche Einträge), sondern auch für den exzellenten Aufbau und die vorbildliche Ausführung des Katalogs. Nicht nur Geisteswissenschaftler, sondern auch Wissenschaftshistoriker und Medizinhistoriker kommen auf ihre Kosten – zum einen wegen der Vielzahl an akademischen Schriften (Disputationen, Inauguraldissertationen), zum anderen auch dank der Zeitschriftenbeiträge von Autoren aus dem Donau-Karpaten-Raum wie im Falle der „*Miscellanea Curiosa Medico-Physica Academiae Naturae Curiosorum sive Ephemeridum Medico-Physicarum Germanicarum Curiosarum*“. Der Forscher findet zahlreiche wissenschaftliche Beiträge wie auch Kurzmitteilungen aus Ostmitteleuropa aus der Feder bekannter ungarndeutscher Mediziner wie Johannes Hain, Karl Rayger der Ältere, David Spielenberger und Andreas Löw – aber auch von Nichtungarn mit Beiträgen, die sich auf den Donau-Karpaten-Raum beziehen (Simon Schulz, Johann von Muralt, Georg Hannaeus). Bemerkenswert ist, dass der Katalog eine Vielzahl an akademischen Drucken beinhaltet, die in den Niederlanden an verschiedenen kalvinischen Hochschulen wie zu Franeker, Utrecht und Leiden entstanden.

⁶ *Ungarische Drucke und Hungarica 1480–1720.*

⁷ *Bibliotheca Nationis Hungariae. Die Ungarische Nationalbibliothek in der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt in Halle. Der Katalog aus dem Jahr 1755. Textausgabe der Handschrift der Széchényi Nationalbibliothek Budapest.* Hg. Ildikó Gábor. Unter Mitwirkung von Silke Trojahn. Mit Beiträgen von István Monok, Dorothea Sommer. Hildesheim [u. a.] 2005.

Zu den besonderen Qualitätsmerkmalen dieses Katalogs zählen auch die umfangreichen Register (nach Personen, Druckorten, Druckern und Verlegern, Hungarica-Gattungen, Chronologie und Signaturenübersicht). Verók dankt am Ende der Einführung den zahlreichen Förderern und Mitstreitern des Projekts wie auch den vielen Helfern bei der Erstellung und den Korrekturen dieser Veröffentlichung. Aus bildungshistorischer Sicht bildet der hier besprochene vierte Katalog eine wichtige und hilfreiche Ergänzung der Reihe, ja er vollendet die Erforschung der *hallischen Schatztruhen* innerhalb der Gemäuer des altehrwürdigen Waisenhauses August Hermann Franckes. Verók hat mit seiner auf der *Buchautopsie* beruhenden Forschungsmethode ein überaus nützliches Handbuch in die Hände heutiger wie künftiger Erforscher des aufklärungszeitlichen Austausches zwischen dem historischen Ungarn beziehungsweise Siebenbürgen und Halle gelegt.

Robert Offner

Regensburg

HONTERUS, JOHANNES: *Reformatio ecclesiae Coronensis ac totius Barcensis provinciae. Corona 1543 / Reformation der Kirche in Kronstadt und der gesamten Burzenländer Provinz. Kronstadt 1543*. Ins Deutsche, Rumänische und Ungarische übersetzte Faksimile-Ausgabe. Herausgegeben von HEIGL, BERNHARD – ŞINDILARIU, THOMAS. Übersetzt von TÜRK-KÖNIG, ANNE – RADUCH, ZSOLT. Kronstadt: Aldus Verlag, Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde Heidelberg 2017. 142 S. ISBN 978-606-984-009-2 (Aldus), ISBN 978-3-946779-02-5 (AKSL) = Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt VIII/2.

Nach der Einführung der Reformation nach wittenbergischem Vorbild im siebenbürgischen Kronstadt (*Brassó, Braşov*) und im Burzenland im Jahre 1542 verfasste Johannes Honterus für den Siebenbürgischen Landtag die hier (S. 33–63) nachgedruckte Begründung und Rechtfertigung der in Kronstadt eingeführten Reformation nach Wittenberger Vorbild, den ersten wesentlichen Text der lutherischen Reformation in Siebenbürgen. Der Reformator der Siebenbürger Sachsen entwickelte das theologische, kirchenorganisatorische, soziale und Bildungsprogramm, das mit nur geringen Veränderungen 1547 in die „Kirchenordnung aller Deutschen in Sybembürgen“ übernommen wurde. Honterus betonte ähnlich Martin Luther, »dass wir von der katholischen Kirche und dem rechtläubigen Glauben und der wahren Lehre des Evangeliums in keinem Teil abgewichen sind« (S. 58). Die Billigung durch den Siebenbürgischen Landtag des Jahres 1543 war die Voraussetzung für die Durchsetzung des Luthertums auf dem Königsboden. Den Herausgebern ist zu danken, dass sie diesen zentralen Text der siebenbürgisch-

sächsischen Reformationsgeschichte durch den Reprint im Original zugänglich gemacht haben.

Den lateinischen Text hat Oskar Netoliczka bereits 1898 in den „Ausgewählten Schriften“ von Honterus (S. 11–28) abgedruckt. Wissenschaftlich ediert wurde das „Reformationsbüchlein“ zusammen mit dem zeitgenössischen deutschen Text erst 2012 im Band 24 der „evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts“ (Tübingen 2012, S. 177–190, 191–202). Der lateinische Text wird hier leichter zugänglich durch die beigefügten Übersetzungen ins Deutsche (S. 65–96) sowie – neu – in die rumänische (S. 97–119, durch Anne *Türk-König*) und – erstmals – in die ungarische Sprache (S. 120–141, durch Zsolt *Raduch*). Die deutsche Übersetzung wird nach Ludwig Binder (*Johannes Honterus. Schriften, Briefe, Zeugnisse*. Bukarest 1996, S. 169–186) wiedergegeben, allerdings ergänzt durch die Varianten in der Übersetzung von Julius Gross (*Honterus Schriften. Schriften des Johannes Honterus, Valentin Wagner und Markus Fronius in deutscher Uebersetzung*. Braşov 1927–1929 = Quellen zur Geschichte von Braşov-Kronstadt VIII. Beiheft 1, Teil 1, S. 11–29).

Der Text ist also nicht unbekannt und ohne weiteres zugänglich, der Reprint aus Anlass des Reformationsjubiläums aber dennoch zu begrüßen, wendet er sich doch an ein breiteres siebenbürgisch-sächsisches Publikum. Im Vorwort (S. I–V) verweist Thomas *Şindilariu* auf Schule und Kirche als »Säulen unserer [siebenbürgisch-sächsischen] Gemeinschaft« (S. I). Die Übersetzungen knüpfen »an das von Julius Gross begründete Popularisierungsanliegen der Beihefte« an, »die einführenden Beiträge und der Anmerkungsapparat der [deutschen] Übersetzung [sollen] auch zum wissenschaftlichen Gebrauch des Bandes dienen« (S. IV–V).

In der „Einführung“ (S. VII–XII) skizziert *Şindilariu* kurz die Bedeutung der Reformationsschrift. In „Der Beginn der Reformation in Kronstadt – Ansätze einer Neubewertung“ (S. 1–32) stellt er unter Berücksichtigung der Forschungslage ausführlich Leben und Werk von Honterus, die Quellen und Vorbilder seiner „Reformatio ecclesiae“, die Bedeutung für die Geschichte Kronstadts, weniger des Burzenlandes, historischen Rahmen, Leistung und Bedeutung seiner Reformationsschrift für die Siebenbürger Sachsen dar. Er konzentriert dabei seine Ausführungen auf die siebenbürgisch-sächsische Forschungstradition. Ungarische Forschungen nennt er nur, wenn sie in deutscher Sprache publiziert worden sind. Die Honterus-Festschrift der ungarischen Széchényi Nationalbibliothek (*Honterus-emplékkönyv*. Budapest 2001) erwähnt er zum Beispiel nicht, obwohl sie Einschlägiges enthält. In der Summe eine anregende Erinnerung zum Lutherjahr insbesondere für »unsere Gemeinschaft«.

BÁRTH, DÁNIEL: *A zombori ördögűző. Egy 18. századi ferences mentalitása* [Der Exorzist von Sombor. Die Mentalität eines Franziskaners aus dem 18. Jahrhundert]. Budapest: Balassi Kiadó 2016. 316 S., 11 Abb., 1 Kt. ISBN 978-963-506-983-5 = Vallásantropológiai tanulmányok Közép-Kelet-Európából 3.

Den Ausgangspunkt und den Kern dieses Buches bildet ein Konvolut, das der Verfasser aus dem Erzbischöflichen Archiv im südungarischen Kalocsa heranziehen und auswerten konnte: Es behandelt die Auseinandersetzung um zahlreiche Exorzismen, die von einem Franziskanerpater in der Stadt Sombor (*Zombor*, heute Serbien) über fast drei Jahre hinweg (1766–1769) durchgeführt wurden. Für die vorliegende Monografie kamen auch einschlägige Archivbestände aus dem Stadtarchiv Sombor und aus dem Archiv der kroatischen Franziskanerprovinz in Zagreb, aus dem dortigen Erzbischöflichen Archiv sowie aus dem Archiv der Franziskaner in Ungarn zum Tragen.

Die Darstellung beginnt mit der Lebensgeschichte des Franziskanerpaters Rochus, der 1727 als Peter Szemendrovich in dem Dorf Velika Mlaka (Kroatien) geboren wurde. Die von Bárh aufgegliederten Dimensionen dieser Biografie (S. 15–60) betreffen die dörfliche Umgebung der Kindheit, seine »Heimat« (»patria«, S. 16), die frühe Pfarrerstätigkeit in Poschegg (*Pozsega, Požega*), die Plebanus-Stelle in Szeszveté (*Sesvete* bei Zagreb, deutsch: *Allerheiligen*), den 1763 erfolgten Eintritt in den Franziskanerorden und die Mitgliedschaft seit 1766 im Franziskanerkonvent von Sombor, wo er auch als »illyrischer« (also kroatisch-bunjewatzischer) Festtagsprediger und Katechet reüssieren konnte.

Die Charakterisierung dieser Stadt in der südlichen Batschka ist eine weitere Säule der Darstellung (drittes Hauptkapitel, S. 137–155). Noch im Mittelalter gegründet, war das überwiegend von Südslawen bewohnte Sombor 1687 durch habsburgische Truppen aus dem Bereich osmanischer Herrschaft zurückerobert worden. Starke Ansiedlungsbemühungen führten in der Folge zu einem starken Wachstum; die Habsburger unterstützten neben der Neu-Ansiedlung von christlich-orthodoxen Serben, die gegen die Osmanenheere gekämpft hatten, auch den Zuzug von katholischen Kroaten (Schokazen, Bunjewazen). Aus nördlicher Richtung kamen vornehmlich Ungarn, in geringerem Maße Slowaken und Deutsche, darunter am Ende des 18. Jahrhunderts auch lutherische Deutsche. So wurden Sombor und sein Umland zu einem Ort religiöser und ethnischer Vielfalt und lagen, wie Bárh es beschreibt, »an der Grenze zwischen westlicher und östlicher Christenheit« (S. 137–155).

Im umfangreichsten Hauptkapitel wird der *Fall* geschildert, nämlich das über drei Jahre andauernde Wirken von Rochus in Sombor (S. 61–136): Bereits kurz nach seiner Ankunft 1766 wurde ein Exorzismus aktenkundig. Die betroffene

Frau wird als jahrelang unter unerklärlichen Krankheitssymptomen und Anfällen leidend geschildert; die Quellen teilen mit, dass nach 14 Tagen ein namentlich sich offenbarer Dämon vertrieben und eine Beruhigung der Kranken eingetreten war. Da der Franziskaner den Kirchenraum dafür nutzte, wollten und konnten auch verschiedene Publikumsteilnehmer das Geschehen verfolgen. So verbreitete sich ein einschlägiger »Ruf«, der dazu führte, dass sich auch mehrere griechisch-orthodoxe Gläubige an den Franziskaner wandten, um vermeintlich »Besessene« heilen zu lassen. Er habe sogar ein bühnenartiges Holzpodium aufbauen lassen, um seine Exorzismen unter Mitwirkung des Publikums durchzuführen. Über die darauf eingesetzte Untersuchung des bischöflichen Konsistoriums 1767, die eben denjenigen schriftlichen Niederschlag fand, der uns heute als historische Quelle in Kalocsa begegnet, zeigt Dániel Bárth die Hauptproblematik und zugleich die Ambivalenzen des Falles. Es stellte sich zum einen heraus, dass Rochus sich keineswegs nur die im offiziellen Rituale festgelegten Handlungen ausgeübt hatte, sondern auch unerlaubte, »ordnungswidrige« Praktiken anwandte, die geeignet erschienen, die kirchliche Liturgie lächerlich zu machen. Andererseits war es zu mehreren Konversionen von »Schismatikern« (Angehörigen des orthodoxen Glaubens) zum Katholizismus gekommen. Auch die Stadtorigkeit von Sombor scheint sich wegen seiner Beliebtheit in der Bevölkerung – gerade auch als Beichtvater und Katechet – auf die Seite des Pater Rochus gestellt zu haben. Nachdem er in einem sehr viel unauffälligeren Rahmen und »geordnet« seine Tätigkeit hatte fortführen können, kam es dann 1769 zum entscheidenden Skandal, als sich die von Rochus behauptete »Besessenheit« zweier Personen als nicht erweisbar, als betrügerisch herausstellte. Mitentscheidend war das Gutachten des nun ebenfalls hinzugezogenen Komitatsarztes, der eine Epilepsie einerseits, andererseits eine bekannte Geisteskrankheit diagnostizierte. Man verurteilte Rochus zu Hausarrest, seine seelsorgerliche und exorzistische Tätigkeit waren mithin unterbunden – obwohl die Bevölkerung von Sombor vielfach in schriftlichen Eingaben dagegen protestierte. Es lohnt sich, die Ausführungen des Buches eingehend zu lesen, da die europäisch-übergreifenden Konfliktlinien daran deutlich werden. Deswegen zieht Bárth (S. 195–200) auch zwei Parallelfälle heran, den zeitlich früher gelegenen Fall des Giovanni Baptista Chiesa in Piemont, und den Fall des in den Bistümern Konstanz und Regensburg tätigen Exorzisten Johann Joseph Gassner (1727–1779), dessen Wirken erst ein Machtwort Kaiser Josephs II. 1777 ein Ende bereitete.

Im Hintergrund geht es einerseits um die Auseinandersetzung um das neue, das naturwissenschaftliche Weltbild, die sich in der Aufklärungszeit abspielte. Und davon abgeleitet geht es auch um die seelsorgerlichen Streitfragen der Kirchengeschichte: Wer arbeitet näher *am Volk*, die Bettelorden oder die ordinierten

Ortspfarrer, und wer darf und soll den Gläubigen im Beichtstuhl sagen, was gut und wichtig sei und was nicht. Die eigentliche Pointe besteht darin, dass Bárth anhand dieses Falles den europäisch-übergreifenden Veränderungs- und Erneuerungsprozess der Welterklärung und der gesamten Bildung *innerhalb* der Institution reflektiert, exemplifiziert und ihn uns quellengesättigt nahebringt – mit einem »Konflikt auf der Grenze zwischen Katholischer Aufklärung und Gegen-Aufklärung« (S. 255–266). Damit erweitert er bisher vorgelegte Forschungsarbeiten etwa von Daniel Drascek und Walter Hartinger; insgesamt aber zeigt sich das Werk, dessen Fachliteraturrezeption eine ungeheure Belesenheit bezeugt und an die 400 Titel aufweist, auf der Höhe des Literaturstandes (deutscher und englischer Publikationskreis; einschlägige französische Literatur wird zumindest in Übersetzungen rezipiert).

Bei alledem vergisst der Autor jedoch nicht, darauf hinzuweisen, dass es sich hier nicht allein um einen kennzeichnenden Streitfall für den epochenkennzeichnenden »Zeitgeist« oder für die gesellschaftlich geprägte »Mentalität« handelt – es geht auch um das Charisma einer individuellen Persönlichkeit, eben jenes des Peter/Rochus Szemendrovich, das notwendigerweise in die Analyse miteinbezogen werden muss. Deshalb ist die Platzierung einer Lebensgeschichte und der sie prägenden Umstände bereits am Anfang des Buches durchaus sinnvoll. Erst dadurch gewinnt der Leitbegriff der »mentalitás« analytische Aussagekraft.

Aus der Sicht des Rezensenten stellt die Studie eine Meisterleistung dar und erweitert unsere Kenntnisse in wesentlicher Weise. Wünschenswert wäre ihre Übersetzung ins Deutsche oder ins Englische.

Michael Prosser-Schell

Freiburg im Breisgau

BAUER, FRANK: *Vorstellungen von „Deutschtum“ in Ungarn in Reiseberichten des 19. Jahrhunderts. Auf der Suche nach dem Eigenen in der Fremde*. Kiel: Solivagus Præteritum 2018. 367 S. 9 sch/w Abb., 6 Tab. ISBN 978-3-9817079-9-1 = Kulturgeschichte des Politischen 2.

Der Autor möchte in seiner Tübinger Dissertation aus »der Darstellung des deutschen Lebens in Ungarn und Siebenbürgen im 19. Jahrhundert [...] Rückschlüsse über die Konstruktion des ›Deutschtums‹ ziehen bzw. spezifische Mentalitäten der nationalen Vordenker aufzeigen« (S. 20–21). Er stützt sich dabei auf Reiseberichte aus den Jahren 1841 bis 1889 (S. 316–317) und auf Zeitschriftenartikel, die zwischen 1842 und 1899 in „Das Ausland“ und in „Globus“ (S. 318–322) publiziert worden sind. Sein Ansatz ist insofern innovativ, als diese publizistischen Quellen bislang noch nicht unter diesem Aspekt ausgewertet worden sind.

Im Unterkapitel „Quellenkritik“ der Einleitung stellt Bauer zunächst die für diese Arbeit ausgewerteten wesentlichen »Reiseschriftsteller« vor. Es handelt sich um Johann Georg Kohl (1808–1878) mit seiner „Reise in Ungarn“ (1840), Ernst Anton Quitzmann (1809–1879) mit den „Deutschen Briefen über den Orient“ (1848), Bernhard Wilhelm Schwarz (1844–1901) mit „Aus dem Osten“ (1876) und Rudolf Bergner (1860–1899), für Bauer »der profilierteste Kenner des Königreiches Ungarn« (S. 42), der sich in den Jahren 1883 bis 1888 ausschließlich mit Ungarn und Rumänien befasste. Über die politische Haltung der Autoren erfährt man wenig: Quitzmann hatte berufliche Schwierigkeiten wegen seiner nationalen Einstellung als Burschenschafter (S. 35), Schwarz war »ein begeisterter Anhänger der kolonialen Sache«, und bei Bergner sei es »wahrscheinlich«, dass er Kontakte zu deutschnationalen Schutzvereinen wie dem 1889 gegründeten Verein „Südmark“ aufgebaut habe (S. 41). Nach allgemeinen, tendenziell gemeinplätzig wirkenden Bemerkungen zur Zeitschriftenanalyse stellt Bauer danach kurz die ausgewerteten Zeitschriften vor und widmet dem Landwirtschafts-, insbesondere Schafzuchtexperten, aber auch Reiseschriftsteller Johann Gottfried Elsner (1784–1869) und dessen Ungarn und Siebenbürgen betreffenden Beiträgen in „Das Ausland“ aus den Jahren 1837 bis 1853 besondere Aufmerksamkeit. Man erfährt nichts über die – eher liberalen – Verlage dieser Zeitschriften »für Länder- und Völkerkunde« – Cotta bei dem bis 1853 täglichen, dann wöchentlichen „Ausland“ (1828–1893), und der eher naturwissenschaftliche Braunschweiger Verlag Vieweg beim „Globus“ (1861–1910). Die Zielgruppe waren wohl kaum Touristen, auch wenn der Verfasser es annimmt (S. 222).

Im zweiten Unterkapitel „Bürgerlichkeit und Reise – eine symbiotische Beziehung“ setzt Bauer die „Quellenkritik“ ohne Ungarnbezug eher allgemein fort. Das Folgekapitel „Zwischen Hoffen und Bangen – über das ‚deutsche Wesen‘ in Ungarn“ beginnt Bauer mit einem »historischen Abriss« über »Deutsch sein in Ungarn« und der Forschungsgeschichte. Er verweist auf die Diversität der »diversen deutschsprachigen Bevölkerungselemente«: »Bis in das 19. Jahrhundert hinein teilten die Deutschungarn nicht mehr als die Herkunft aus dem deutschen Sprachraum und die Verwendung der deutschen Sprache untereinander«, so dass »eine Geschichte der deutschsprachigen Bewohner Ungarns [...] sich weder als kontinuierliche noch als kohärente Meistererzählung schreiben« lasse (S. 63). Über die weitere Entwicklung informiert er zu wenig strukturiert und vielfach ungenau: »In den Städten des Reiches«, schreibt Bauer (S. 68) zum Vormärz, »etablierte sich eine wirtschaftliche Elite, in der deutschsprachige Ungarn überaus präsent waren«. Er verweist immer wieder auf die unterschiedlichen Entwicklungen bei den unterschiedlichen »deutschen« Gruppen und deren fehlende »nationale bzw. ethnische Identität« (S. 70). Immerhin »implizierte« nach seiner Mei-

nung die Mehrsprachigkeit der Deutschungarn »keinen ›Verrat‹ an ihrer deutschen Herkunft«, was ihnen alldeutsche Publizisten vorgeworfen haben.

Bauer arbeitet durchgängig mit dem Begriff *Deutschungarn*, den die Forschung bislang als Kollektivbezeichnung in dieser Form nicht kannte. Zwar hat Eduard Glatz 1843 für „Das deutsche Element in Ungarn und seine Aufgabe“ das Pseudonym „ein Deutschungar“ verwendet (noch einmal 1920 für „Das Neue Ungarn. Ein Sieg des völkischen Gedankens“). „Deutsch-Ungarn“ hießen seit 1912 die in Wien erscheinenden Mitteilungen des „Vereins zur Erhaltung des Deutschtums in Ungarn“. »Deutsch-Ungarn« und »deutsch-ungarisch« setzte sich in der Zwischenkriegszeit im Umfeld Jakob Bleyers auf das nachtrianonische Ungarn bezogen durch; vor 1918 dominierte *Deutsche in Ungarn*, nach 1945 *Ungarndeutsche* als Kollektivbezeichnung. Die Unterschiede zu dem bis 1848 als Großfürstentum politisch eigenständigen, erst mit dem österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867 Ungarn angeschlossenen Siebenbürgen verwischt Bauer eher. Eine die Siebenbürger Sachsen einbeschließende Gruppe von »Deutschungarn« kann man vielleicht seit der Zusammenarbeit der siebenbürgisch-sächsischen *Grünen* mit Edmund Steinackers „Ungarländischer Deutscher Volkspartei“ und ihren Kontakten zu deutschnationalen Schutzvereinen im Deutschen Reich Ende des 19. Jahrhunderts annehmen, auch wenn sie mehr Wunsch als politische Realität gewesen ist. Bauers Feststellung, dass »viel[e] Autoren Siebenbürgen [...] bis in den 1890er Jahren nicht als integralen Bestandteil Ungarns, sondern als eigenständige Region« darstellten (S. 179), hat ihn nicht nachdenklich werden lassen, was die *Deutschungarn* betrifft. Ihm ist nicht aufgefallen, dass die auf den S. 360–361 abgedruckte, in der Verkleinerung und den Graustufen kaum lesbare Karte aus dem Jahr 1872 den Titel trägt „Länder der ungarischen Krone: Ungarn, Siebenbürgen, Slavonien und ein Teil von Kroatien“. Bauer hat weder die ständische Verfassung Ungarns noch – die davon sehr verschiedene – Siebenbürgens mit den Siebenbürger Sachsen als »Standesnation« (S. 116) bis 1848 verstanden. Bauer fragt nicht nach der Qualität von *ungarisch* oder *deutsch*, wie es Paul Philippi bereits 1977 in einem Beitrag „Von Deutschtum und Zukunft der Siebenbürger Sachsen“ (In: Siebenbürgisch-sächsische Geschichte in ihrem neunten Jahrhundert. München 1977, 73–93), den der Autor immerhin zitiert (S. 82), für die Siebenbürger Sachsen getan hat. Er bleibt weitgehend im Diskurs der ausgewerteten und referierten Autoren, ohne deren Aussagen mit dem historischen Befund zu konfrontieren. Er differenziert viel zu unsystematisch nach den wechselnden politischen Voraussetzungen vom Vormärz bis in die Nachausgleichszeit in Ungarn, aber auch im Deutschen Bund beziehungsweise im Deutschen Reich von 1871. Für ihn hat »die Trennung des Deutschen Reiches von der Habsburgermonarchie 1871 feste Konturen« angenommen (S. 199).

Bauer stellt August Ludwig von Schlözers „Kritische Sammlung zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen“ (1795–1797), die er national und nicht unter dem Aspekt der Auseinandersetzungen um Partizipationsrechte innerhalb des Systems der ständischen Verfassung des Großfürstentums Siebenbürgen auffasst, an den Anfang der »Erforschung der Geschichte der Deutschungarn in Deutschland« (S. 80). Er schlägt dann den Bogen unter Auslassung der Zwischenkriegszeit zu Péter Hanák, Paul Philippi und Ingeborg Weber-Kellermann in den 1970er und 1980er Jahren. Warum er Gerhard Seewanns immerhin zitierte „Geschichte der Deutschen in Ungarn“ (Marburg 2012) ebenso wie die neuere ungarndeutsche Forschung in Ungarn und die sehr aktive siebenbürgisch-sächsische Forschung nicht in den Forschungsbericht einbezieht, begründet er nicht. Er behandelt dann in den analysierten Darstellungen verbreitete topoi: die Deutschen als »Kulturbringer«, die durch die Magyarisierung bedrohte koloniale Mission, die Darstellung der »Tugenden der Deutschungarn – das bürgerliche Leben der Bauern« und die Kritik am moralischen und am nationalen Verhalten der »Deutschungarn«.

Bauer vermischt fahrlässig an vielen Stellen die Deutschen in Ungarn mit den Deutschen im erst 1867 Ungarn angeschlossenen Siebenbürgen: Georg Daniel Teutsch wollte nie ein »deutschungarischer Geistlicher und Historiker« (S. 80) sein. Was »Die Militärgrenze als ein Zivilisierungslabor« (S. 94–97) mit den »Deutschungarn« zu tun haben soll, bleibt unklar, auch wenn er die Militärgrenze eine »Region« mit »deutscher Siedlungsgeschichte« in Ungarn darstellt und konstatiert: »Dennoch ist davon auszugehen, dass die Autoren auch die Militärgrenze als dezidiert eigenständigen Raum [...] wahrnahmen« (S. 177). Er interpretiert Johann Georg Kohls Äußerung, dass es sich »bei der Militärgrenze um ein deutsches Institut handele« unter dem Deutschtumsaspekt und weist ihr für die 1840er und 1850er Jahre »den Charakter einer eigenen Subregion in Ungarn« (S. 178) zu. Manches ist falsch, vieles ungenau formuliert, etwa wenn sich »in Slawonien Kroaten unter dem Ban Josip Jelačić erhoben« (S. 250) oder Kroatien-Slawonien 1868 als »autonome Banschaft« etabliert wird (S. 170).

Unter Inanspruchnahme modischer Terminologie und Paradigmen untersucht Bauer nicht uninteressant danach die »räumliche Verortung Ungarns und seiner deutschsprachigen Minderheiten«. Im Schlusskapitel behandelt er auf der Grundlage der historischen Stereotypenforschung die »Darstellung von nicht-deutschen Sprachgemeinschaften im Königreich Ungarn«, von Magyaren, Rumänen und Slowaken. Die Südslawen lässt er aus. Die Verbindungen zum deutschen Kolonialdiskurs der wilhelminischen Zeit, die er herstellt, wirken oft gewollt. Wenn Rudolf Bergner im Schlussabsatz seiner kleinen Schrift „Die deutschen Kolonien in Ungarn“ (Weimar 1888, S. 42) wünscht, dass »die zukünftige Politik

der deutschen Völker aus der Geschichte der deutschen Kolonien manche heilsame Lehre erkennen« möge, gilt das nicht für die Kolonialpolitik des Deutschen Reiches, sondern für den »unvermeidlichen slawischen und romanischen Rassenkampf«, bei dem »die große deutsche Nation« nicht »auf die Unterstützung eines germanischen Ungarns« rechnen könne (S. 40–41). Zwar bemerkt der Autor den »aufkommenden Rassendiskurs« (S. 243), verfolgt ihn aber nicht weiter.

Bauer formuliert gut. Er hat fleißig die Texte ausgewertet, mit der aktuellen deutschsprachigen Forschungsliteratur kombiniert und zeigt durchaus weiterführende Einsichten. Er benutzt dabei häufig eine originelle, aber eben auch oft falsche Terminologie wie »römisch-kaiserliche Monarchie« (S. 121). Häufigere Schreib- und Sprachfehler wie Günther Schödel (S. 66), Kohl als »den Autoren« (S. 3 oder »die Krain« (S. 161, 175) sind ärgerlich und hätten sich bei einer sorgfältigen Redaktion vermeiden lassen. Die historisch-staatsrechtlichen Voraussetzungen und die Rolle von *Kirche und Schule* – zum Beispiel bei den Siebenbürger Sachsen –, hat er nicht verstanden, sondern benutzt die herangezogenen Texte ohne die notwendige Quellenkritik. Ungenauigkeiten und Fehler finden sich fast auf jeder Seite: Die Erleichterung über die Wiederherstellung der ständischen Verfassung nach dem Tod Kaiser Josephs II. betraf nicht nur die »magyarischen Adligen« (S. 66), die kroatisch-slawonische Militärgrenze wurde 1881 und nicht 1871 (S. 176) aufgelöst, Ungarn war nach dem Ausgleich von 1867 nur bedingt ein »neues Staatswesen« (S. 117), die Militärgrenze keine »Staatsgrenze« (S. 181). Bauer nimmt, glaubt man dem Buchrücken, »Aushandlungsprozesse in den Blick, in denen die Autoren den ›kulturellen Nenner‹ der Deutschungarn suchten« – nur bleiben die Akteure unklar. Dass seine Autoren bürgerliche »deutsche Tugenden« auf die insgesamt virtuell bleibende, historisch eher fiktive Gruppe der »Deutschungarn« projiziert haben, war zu erwarten. Allerdings war ihre Kenntnis der damaligen Situation ebenso oberflächlich wie die Kenntnisse Bauers über das historische Ungarn.

Wolfgang Kessler

Viersen

KRAUSS, KARL-PETER: *Mord an der Donau. Leopold von Márffy und die deutschen Untertanen in Tschab (1802–1812). Eine Mikrogeschichte der Gewalt*. Berlin: De Gruyter Oldenbourg 2018. 306 S., 32 sch/w Abb., 6 Kt. ISBN 978-3110624847 = Südosteuropäische Arbeiten 160.

Die renommierte Reihe „Südosteuropäische Arbeiten“ des Leibniz-Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung zu Regensburg ergänzt sich mit einem neuen und gelungenen Band, der einem Mord am Anfang des 19. Jahrhunderts gewidmet ist. Er handelt nicht von irgendeinem Mord auf dem flachen Land, sondern

von der Kulmination vieler Missbräuche und Auswüchse der feudalen Verhältnisse in einer mehrheitlich von Deutschen bewohnten Ortschaft, wie der Autor selbst betont. Die ersten zwei Kapitel nach dem Vorwort (mit einführenden Überlegungen und editorischen Hinweisen) bereiten die nächsten Teile der Darstellung mit der Hervorhebung historischer, sozialer und geografischer Aspekte vor. Die eigentliche Beschreibung der Geschehnisse (der Mord und das Urteil) lässt sich wie ein Krimi lesen. Sie spannt sich zwischen der Ermordung des aus niederem Adel stammenden Grundherrn Leopold von Márffy am 20. September 1812 und der Hinrichtung eines einzigen von mehreren Tätern im Frühjahr 1816. Der Prozess offenbart viele Aspekte der damaligen Rechtspflege von den Auseinandersetzungen zwischen den zentralen Behörden und dem Komitat bis hin zu der Begnadigung der Täter. Er wird detailreich geschildert.

Die folgenden Kapitel bieten eine eingehende Analyse der damaligen Zeit und der Umstände, die zur Bluttat geführt haben. Das Kapitel „Grundlagen und Kontext“ beschäftigt sich mit den Anfängen der deutschen Siedlungen in der Batschka, beginnend mit den historischen Voraussetzungen der Habsburgerherrschaft auf diesem Gebiet und der Politik von Kaiser Joseph II. Der Autor schildert das Phänomen der Migration, die berufliche Zusammensetzung der Siedler und die Anfänge ihres neuen Lebens. In diese Zeit fällt auch der Ankauf des Gutes Tscheb durch den damaligen Obernotar Leopold von Márffy. In der Beschreibung der sozialen, politischen und wirtschaftlichen Dynamik wird die Rolle der Komitate hervorgehoben. Geschildert wird auch die Einführung der neuen Einrichtungen, die Ungarn im Rahmen der Habsburgermonarchie als Kronland mit einer starken ständischen Prägung und mit entsprechend tiefen gesellschaftlichen Verwerfungen vertraten. Die Darstellung der politischen Einrichtungen verfolgt ihre Rolle von der Hofkanzlei bis hin zu den Adligen und hebt die wichtigeren Ämter in ihrer Dynamik hervor. In jener Zeit fanden auch Versuche statt, klare Gesetze zu etablieren und die Beziehungen zwischen den Grundherren und ihren Untertanen gesetzlich zu normieren, was eher zu einer Unzufriedenheit der ersteren führte. Die deutschen Siedler waren als Teil dieser Dynamik vor den Auswüchsen dieser Verhältnisse nicht gefeit. Eine lange Reihe von Fällen, in denen Siedler meist schuldlos bestraft wurden, beweist die oft unangebrachte Schärfe dieser noch im feudalen Recht fußenden Strafen.

Die Ortschaft Tscheb in der Süd-Batschka (*Cseb*, heute *Čelarevo*, Serbien) wird als Schauplatz der späteren Bluttat von den Anfängen der Siedlung beschrieben. Im Kontext der einzelnen Feldarbeiten sowie der Robotarbeit und der Abgaben an den Grundherrn erfahren wir, dass der Übergang des Dorfes in den Besitz des Grundherrn Márffy unter keinem guten Stern stattfand; dieser versuchte seine finanziellen Probleme durch zahlreiche Verletzungen des thesesianischen

Urbariums zu beheben. Die Zusammensetzung der Bevölkerung änderte sich, auch die Struktur des Gutes selbst. Der Werdegang des Grundherrn wird anhand der wenigen dokumentarischen Quellen verfolgt: geboren 1757, besuchte Márffy die Handelsakademie in Waitzen (*Vác*) und wurde später als Obernotar wegen seiner Härte gerügt. 1802 und 1805 war er Deputierter am Reichstag und bemüht, mit dem Prädikat „von Cheb“ und durch die Adoption eines leiblichen Kindes die Kontinuität seiner Familie zu sichern. Gleich vor seiner Ermordung büßte aber Márffy seinen politischen Einfluss ein, auch wegen der Skandale um seine Liebesbeziehung, aus der sein Sohn stammte, und wegen des Verschwindens mehrerer ihn inkriminierenden Urkunden.

Der Funke, der schließlich zur Ermordung Márffys geführt hat, verbarg sich im Urbarialprozess um die Besitzrechte des Gutes. Aufgrund der Beschreibung der damaligen Urbarialverhältnisse wird offensichtlich, dass in Tscheb eine unklare Situation herrschte, was zu einem umfassenden Urbarialprozess führte, dessen Auswirkungen durch die Übergriffe des Grundherrn weiter verschärft wurden. Aus den hier geschilderten Fällen erfahren wir, dass einige der späteren „Attentäter“ persönlich stark betroffen waren, aber auch, dass nach dem Mord die Urbarialprozesse fortgesetzt wurden, ohne eine annehmbare Lösung zu liefern. Die „Akteure“ werden in einem eigenen Kapitel präsentiert: Der Grundherr und sein Verwalter, mit dessen Ehefrau Márffy eine skandalumwobene Liebesbeziehung pflegte, der Prozess vor dem Ehegericht und die komplizierte Stellung der Ortschaft – der Wiederhall dieser Missstände ließ sich bis nach Wien wahrnehmen –, dann die Beschuldigten im späteren Mordprozess und ihre Ehefrauen. Die komplexen Intrigen bieten eine spannende Lektüre.

Die mehrmals erwähnte Willkür und die Missbräuche des Grundherrn waren kein Einzelfall in der vom Feudalismus geprägten damaligen Gesellschaft. Der Autor schildert sie detailreich anhand der archivalisch erschlossenen vielen Klagen der Untertanen. Das Verhalten Márffys gegenüber seinen Untertanen war im Komitat wohlbekannt; es fanden mehrere Untersuchungen statt, und die lokale Pfarrverwaltung schaltete sich auch zugunsten der Untertanen ein. Aus den Dokumenten wird klar, dass alltägliche Missbräuche, körperliche Strafen, die tödlichen konnten, sowie Rache keine Seltenheit waren, und dass es sogar zu einem rätselhaften „Mord vor dem Mord“ an einem Panduren gekommen ist – alles Momente in der sich ständig erhitzenden Atmosphäre, die sich letztlich durch den Mord an den Grundherren entladen sollte. Hier wird auch das undurchsichtige Gebaren des Leopold von Márffy mit dem Geld hervorgehoben. Die zusätzlichen Gründe seiner ausbeuterischen Haltung gegenüber seinen Untertanen und sogar gegen seine Schwester werden ebenfalls archivalisch belegt. Die entspre-

chenden Missbrauchsfälle waren der Komitatsbehörde bekannt, aber es wurden bis zum Tag des Mordes keine nennenswerten Maßnahmen gegen ihn ergriffen.

In der Schlussfolgerung unterstreicht der Autor die Wichtigkeit dieser Mikrogeschichte der Gewalt. Obwohl der geschilderte Mord ein Einzelfall war, stellte er doch etwas Systemisches für die Region dar. Wichtig waren jetzt aber auch die Mitteln in der Hand der Untertanen gegen ihre Grundherren. Letztlich öffneten das Urbarium und die neuen, den Interessen des *kleinen Mannes* zugewandten Einrichtungen die Wege zu modernen Verhältnissen im dörflichen Raum. Der Kaiser sprach durch die Begnadigung der angeklagten Mörder sein Machtwort, das im Endergebnis des Prozesses zu einer einzigen Hinrichtung führte.

Im Anhang finden wir Angaben zu den wichtigeren Personen der Erzählung und einige Dokumente, deren zeitgenössischer Wortlaut nebst zahlreichen Reproduktionen von Archivdokumenten, Karten und Fotos aus der Ortschaft, einschließlich des Tatorts, uns die Wirklichkeit jener Zeit nahebringt. Diese gelungene Untersuchung aus dem Sachbereich der Siedlungsgeschichte und der Urbarialverhältnisse bereichert unsere Kenntnisse über die Geschichte der Batschka und ihrer Siedlungen.

Loránd L. Mádly

Cluj-Napoca

Az 1822. évi magyar nemzeti zsinat története [Die Geschichte der ungarischen Nationalsynode von 1822]. Összeállította, a bevezető tanulmányt írta és a forrássokat jegyzetelte FEJÉRDY, ANDRÁS. A zsinati dekrétumokat fordította RIHMER, ZOLTÁN. Budapest: Magyar Tudományos Akadémia Bölcsészettudományi Kutatóközpont, Történettudományi Intézet 2018. 654 S. ISBN 978-963-416-113-4 = Magyar történelmi emlékek. Okmánytárak. Egyháztörténeti források 15.

Der Autor (Jahrgang 1977) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter des Geschichtswissenschaftlichen Instituts der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und ordentlicher Professor der Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät der Katholischen Pázmány-Péter-Universität Budapest. Dank seiner Ausbildung an der Budapester Eötvös-Loránd-Universität (Studium der Geschichte und lateinischen Philologie, Promotion zum Dr. phil., Studium der Theologie an der Pázmány-Péter-Universität und der Päpstlichen Universität Gregoriana zu Rom, Lizenziat in Geschichtswissenschaft) sowie aufgrund seiner Aktivitäten als Sekretär der Ungarischen Akademie in Rom ist er vorzüglich in der Lage, die Geschichte der letzten, gescheiterten ungarischen Nationalsynode in allen Facetten und Sprachen zu erforschen und darzustellen.

Die Arbeit besteht aus drei großen Teilen. Der erste beschreibt die Geschichte der Synode (S. 13–200), der zweite teilt ihre Dokumente mit (S. 201–580), der dritte beinhaltet den Anhang mit Beilagen (S. 581–654).

Der erste kleine Teil des großen Teiles ist eine Einleitung und stellt in vier Kapiteln einige Fragen vor (S. 13–26). Das erste und das zweite Kapitel erklärt den Begriff einer Nationalsynode und wirft einen Blick auf die elf ungarischen Nationalkonzilien (S. 14–18), während das dritte Kapitel die Historiografie und die Quellen des hier besprochenen ungarischen Nationalkonzils von 1822 in Preßburg (*Bratislava, Pozsony*) enthält. Das vierte Kapitel beschreibt den gesellschaftlich-politischen Kontext der Synode (S. 23–26).

Leider beschäftigt sich der Verfasser an dieser Stelle ausschließlich mit den politischen Auswirkungen des Zeitgeistes des Wiener Kongresses am Anfang des 19. Jahrhunderts auf Ungarn, zum Beispiel mit dem politischen Widerstand der ungarischen Komitate und mit dem josephinistischen, zentralistischen Druck der Wiener Regierung auf Ungarn. Er erwähnt dabei die damaligen religiösen Zustände der katholischen Kirche in Ungarn nicht: Die Einwirkungen des liberalen Zeitgeistes und die schwerwiegenden Konfrontationen zwischen Katholiken und Protestanten in Ungarn nach den Ereignissen und Gesetzen des Reichstages von 1790/1791, obwohl gerade diese die gesellschaftlichen Hintergründe der Synode bildeten. Denn diese waren die Ursachen für den »moralischen Ruin«, mit dem sich die Synode befasste.

Der zweite kleine Teil behandelt in sieben Kapiteln die Vorbereitungen der Synode (S. 27–61). Thematisch handelt es sich hier um die Vorgeschichte der Synode, die Frage der königlichen Delegaten, die Verhandlungsgegenstände der Synode, ihren Ort, ihren Termin und ihre Dauer, die Konsultationen und Vorschläge der einzelnen Diözesen sowie das Verhältnis der Synode zum Heiligen Stuhl. Für die Genehmigung und die Abhaltung der Synode war die Beantwortung der Frage ausschlaggebend, ob die Regierung ihre Vertreter auf die Synode – wohl zur Kontrolle – entsenden durfte, und welche Themen die Synode behandeln wollte beziehungsweise konnte, außerdem die Klärung der anfänglich ablehnenden, auf falschen Informationen beruhenden Haltung des Heiligen Stuhles. Bezeichnend waren von den acht behandelten Themen: Ursachen des moralischen Verfalls und Maßnahmen dagegen, Schaffung eines einheitlichen theologischen Lehrplans, Behebung des theologischen Streits an der Universität zu Pest, Reform der religiösen Orden, eine neue Bibelübersetzung, die Unterstützung des Wiener Augustineums, die Zusammenlegung der Stiftungsmessen und die Vereinheitlichung der Kirchengerichte, der Justiz, die letzten drei Wünsche des Königs, Franz I. Der Autor analysiert diese Fragenkreise im historischen Kontext auf der Basis zahlreicher Dokumente.

Der dritte kleine Teil der Arbeit beschreibt in vier Kapiteln den wichtigsten Teil der Synode, nämlich ihren Ablauf und ihre Beschlüsse (S. 62–157). Im ersten Kapitel wird berichtet (S. 62–64), dass von den zwanzig Diözesanbischöfen und fünf Weihbischöfen an der Synode elf Diözesanbischöfe und drei Weihbischöfe teilnahmen, während die übrige Zahl der Synodalen 67 betrug. Der Ablauf der Synode im zweiten Kapitel (S. 65–70) wird vornehmlich aufgrund des Tagebuchs der Synode und des Buches „Nachrichten und Betrachtungen über die ungarische Nationalsynode von 1822“ des anonymen *Dr. Fabius* minutiös dargestellt. Das dritte Kapitel (S. 70–157) beschreibt und analysiert die acht Beschlüsse der Synode im Spiegel der Originalakten („Acta Synodi Nationalis“) vorbildlich. Im vierten Kapitel (S. 157–161) bewertet Fejérdy vorzüglich die Arbeit der Synode und weist nach, wie meisterhaft die Synodalen – allen voran Kardinalprimas Sándor Rudnay – zwischen der Wahrung der kirchlichen Freiheit und dem josephinistischen Staatssystem agierten.

Der vierte kleine Teil des Werkes beschreibt in vier Kapiteln das Nachleben der Nationalsynode (S. 162–195). Im ersten Kapitel wird festgestellt, dass der Heilige Stuhl seine anfänglichen Bedenken und Vorbehalte gegenüber der Synode aufgrund von Informationen – besonders seitens des Paters Pedrelli, der an der Synode auf Einladung von Rudnay teilnahm – aufgab und nunmehr der Synode positiv gegenüberstand. Doch bestätigen brauchte der Heilige Stuhl gar nichts mehr, denn Rudnays Anzeige an den Papst vom 24. Juni 1822 und gar Rudnays Bericht vom 30. November 1822 sowie die Konzilsbeschlüsse kamen nicht an: Wien hielt alle diese Dokumente zurück. Gerade diese Haltung des Hofes, des Kaisers und der Zentralstellen der österreichischen und ungarischen Verwaltung, wird im zweiten und dritten Kapitel (S. 170–191) ausführlich erörtert; sie führte dazu, dass die Situation nach neun Jahren, nachdem das Synodalpapier von allen möglichen staatlichen Stellen bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden war, vollständig festgefahren war. Die Synode war gescheitert.

Im vierten Kapitel (S. 191–195) beschreibt der Autor eingehend und ausgewogen die Ursachen für das Scheitern der Synode. Er sieht den Hauptgrund in der Bestrebung der Synodalen, die kirchliche Freiheit und die Rechte des Heiligen Stuhles zu schützen, während gerade diese Haltung dem staatlich-monopolen Josephinismus diametral widersprach. So scheiterte auch die Strategie des Kardinalprimas, der versuchte, zwischen »Papst und König« zu lavieren und so der Synode doch noch zum Erfolg zu verhelfen.

Der fünfte kleine Teil der Arbeit fasst gekonnt die Geschichte der Synode zusammen (S. 196–200).

Der zweite große Teil besteht aus 33 Dokumenten aus den wichtigsten ungarischen, österreichischen und vatikanischen Archiven (S. 205–580). Die Dekrete

der Synode sind im lateinischen Original und in ungarischer Übersetzung von Herrn Zoltán Rihmer abgedruckt (S. 391–580).

Der dritte große Teil (S. 583–654) beinhaltet eine Zeittafel, ein Verzeichnis der Quellen und der Literatur (mehr als 270 Titel), ein Abkürzungsverzeichnis, eine deutsche und eine englische Zusammenfassung sowie ein Personen- und ein geografisches Verzeichnis. Diese Beilagen erleichtern die Fortführung der einschlägigen Forschungen.

Der Autor gibt anhand der synodalen Dokumente eine zwar gründliche Analyse der damaligen religiösen Situation, des allgemeinen »moralischen Ruins«, doch eruiert er deren Ursache, nach Auffassung des Rezensenten, zu wenig. Alle Dokumente beschreiben ausführlich den *Status quo*, unbeantwortet bleibt aber die Frage, woher das Übel eigentlich stammte, wo dessen tiefere Gründe lagen. Allein mit dem Josephinismus, dem damaligen staatlichen und gesellschaftlichen Zeitgeist, lässt sich der bedauerliche Zustand des ungarischen Katholizismus ebenso nicht erklären wie mit dem Febronianismus und der Aufklärung. Denn alle diese drei Komponenten zusammen setzten eine Bewegung in Gange, die zu einer antireligiösen, rationalistischen, kritischen Auffassung des extremen Liberalismus führte.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts setzte sich der liberale Zeitgeist im Westen durch, bald erfasste er auch die Donaumonarchie und Ungarn. Das bäuerliche Volk war davon noch überhaupt nicht, der hohe Adel nur sporadisch betroffen. Doch die aufstrebende Bürgerschicht, die Masse der Notare, Rechtsanwälte, Staatsbeamten, also die Intellektuellen, wurden entschiedene Verfechter der neuen Ideen. Zur kritischen, verbreiteten Philosophie gesellte sich mit ihren neuen Erkenntnissen und Methoden die historisch-theologische Textkritik. Führend in dieser Frage war die neue kritische protestantische Bibelinterpretation, die schließlich nicht bloß die Echtheit der Wunder Jesu Christi leugnete, sondern sogar dessen historische Person.¹ Gerade die Einsickerung der protestantischen Textkritik in die katholische Bibelexegese führte zu den Auseinandersetzungen zwischen zwei Biblikern an der Theologischen Fakultät der Universität zu Pest, die an der Synode gelöst werden sollte.²

¹ Vgl. Laurenz *Hohenegger*: Zeichen der Zeit. Auch ein Beitrag zur Wiedervereinigung der christlichen Konfessionen. Preßburg/Ödenburg 1822, 25–53; L. *Hohenegger*: Beleuchtung der Gregor von Berzeviczyschen Schrift: Nachrichten über den jetzigen Zustand der Evangelischen in Ungarn. Gran 1824.

² Vgl. Gabriel *Adriányi*: Ein Exegetenstreit an der Theologischen Fakultät der Universität zu Budapest 1806–1820. In: Stimuli. Exegese und Hermeneutik in Antike und Christentum. Festschrift für Ernst Dassmann. Hgg. Georg Schöllgen, Clemens Scholten. Münster 1996, 256–601.

Zu den theologischen, bibelkritischen Problemen gesellte sich aber auch die allgemeine religionspolitische Lage Ungarns. Auf dem Reichstag 1790/1791 erhielten die ungarischen Protestanten weitgehende Rechte, doch hielten sie diese für zu gering und hatten somit weiterhin zum Ziel, den bisherigen Status der katholischen Kirche als Staatsreligion aufzuheben und die Gleichheit aller Konfessionen zu konstituieren. Die Protestanten führten dazu auch in den internationalen Medien einen entschiedenen Kampf,³ während sich die katholische Seite ebenfalls literarisch zur Wehr setzte und zum Gegenangriff ausholte.⁴ Gerade um die nach der Synode entstandenen religiösen, konfessionellen, staatlich-religionspolitischen Konflikte zu entschärfen, ließ Primas Rudnay ein anonymes, offizios-suggestiertes Werk des oben erwähnten *Dr. Fabius* erstellen. Ohne diese genannten Hintergründe ist die Entstehung, die Arbeit und auch das Scheitern des Nationalkonzils von 1822 nicht nachzuvollziehen. Diese kritische Bemerkung schmälert die Bedeutung des vorliegenden Werkes. Diese sieht Kardinalprimas Erdő, der ein vorzügliches Vorwort schrieb (S. 9–10), nicht so sehr in der gründlichen, vollständigen Eruiierung der Quellen und deren analytischer Auswertung, sondern vielmehr darin, dass das Buch einen fundamentalen Einblick in eine Phase der Geschichte der katholischen Kirche in Ungarn, nämlich in ihre fast komplette josephinistisch-staatliche Kontrolle gewährt. Der Rezensent kann dieser Bewertung nicht noch etwas Besseres hinzufügen.

Gabriel Adriányi

Königswinter

KONRÁD, MIKLÓS: *Zsidóságom innen és túl. Zsidók vallásváltása Magyarországon a reformkortól az első világháborúig* [Diesseits und jenseits des Judentums. Der Religionswechsel von Juden in Ungarn von der Reformära bis zum Ersten Weltkrieg]. Budapest: Magyar Tudományos Akadémia, Bölcsészettudományi Kutatóközpont – Történettudományi Intézet ²2015. 670 S. 38 sch/w Abb., 7 Tab. ISBN 978-963-9627-85-7 = Monumenta Hungariae Historica. Dissertationes.

Miklós Konrád, Mitarbeiter des Geschichtswissenschaftlichen Instituts der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, untersucht in seiner Studie die Konversion von Juden in Ungarn im 19. Jahrhundert. Damit lenkt er die Aufmerksamkeit der Forschung auf die jüdische Bevölkerungsgruppe als einen Akteur, der seine Rolle und sein Bild in der Gesellschaft selbst zu bestimmen sucht. Die

³ Vgl. Gregor von *Berzeviczy*: Nachrichten über den jetzigen Zustand der Evangelischen in Ungarn. Leipzig 1822.

⁴ Vgl. die angeführten Werke von *Hohenegger* sowie *Gabriel Adriányi*: Die letzte ungarische Nationalsynode von 1822 und die Protestanten. In: *Annuaire Historiae Conciliorum* 42 (2010) 1, 103–118.

Entscheidung für den Untersuchungszeitraum ist nachvollziehbar, denn er deckt die Revolution und den Freiheitskampf 1848/1849, den österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867, mehrere anschließende Gesetze zur Gleichstellung von Juden mit Nichtjuden (1868, 1895) sowie die Entstehung antisemitischer Bewegungen in Ungarn ab.

Inwiefern beeinflussten diese historischen Ereignisse den Wunsch der Juden, ihre Religionszugehörigkeit abzulegen? Wogen politische Ereignisse oder private Gründe stärker bei solchen Entscheidungen? Welche waren die Reaktionen von Christen auf die Nachrichten über die Konversion? Diesen Fragen geht Konrád in fünf umfangreichen Kapiteln nach. Zuerst stellt er die mentalen und politischen Voraussetzungen der Konversionen vor. Hierzu zählt er die Schwächung jener gesellschaftlichen Kräfte (wie etwa Religiosität und Schulen), welche die Juden von einem Wechsel der Religion zurückgehalten hätten. Diskriminierungserfahrungen in öffentlichen wie im privaten Bereich trugen ebenfalls dazu bei, in der Konversion einen Ausweg, laut Konrád geradezu eine Fluchtmöglichkeit zu erblicken. Als weitere Gründe arbeitet der Autor private Motive wie den Heiratswunsch oder die Vorstellung von besseren Aufstiegschancen heraus. In der Reformära wie auch in der Epoche des österreichisch-ungarischen Dualismus wurde der Akt der Konversion von den Politikern begrüßt, sah man doch darin einen erwünschten Schritt zur Verschmelzung jüdischer und christlicher Bevölkerung.

Mit der Zahl der Konvertiten befasst sich das zweite Kapitel, das die Entwicklung beinahe Jahrzehnt für Jahrzehnt nachzeichnet. Laut Konrád handelt es sich um ein absolutes Ausnahmephänomen: In den 1830er Jahren wechselten in Pest jährlich zwischen einem und fünf Juden die Religion. Die Zahl stieg in der folgenden Dekade auf bis zu 30 Personen an. Im Zuge der Revolution und des Freiheitskampfes von 1848/1849, in deren Verlauf es zu antisemitischen Ausschreitungen gekommen war – für welches Ereignis die Wiener Behörden die Juden mitverantwortlich machten –, wuchs die Zahl noch weiter an. Allerdings stellte die Zahl der konvertierten Juden im Jahr 2010 mit etwa knapp 10.000 Personen (bei einer jüdischen Bevölkerung von 911.226 Personen) eine zu vernachlässigende Größe dar.

Ausgehend von den Gründen für Konversionen wäre es naheliegend, zu vermuten, dass wohlhabende und in der Öffentlichkeit stehende Juden (Unternehmer, Bankiers, Journalisten, Schriftsteller) diesen Weg beschritten. Doch gelingt es dem Autor, im dritten Kapitel anhand von mehreren Beispielen nachzuweisen, dass durchaus auch Juden aus unteren Schichten (Arbeiter, Verkäufer, Händler) ihrer Religionsgruppe den Rücken kehrten. Ging die Konversion zudem mit magyarisierten Namen einher (1907 in Budapest 66,2 Prozent der Konvertiten), liegt die Annahme einer bewusst vollzogenen Assimilation nahe.

Im vierten Kapitel unternimmt der Autor den Versuch, das Phänomen der Konversionen durch Personifikationen plastischer zu machen. Die Porträts lesen sich wie ein *Who's Who* des ungarischen Geistes-, Wirtschafts- und Politiklebens im 19. Jahrhundert: Vorgestellt werden unter anderen die Unternehmerfamilien Wodianer und Weisz, der Orientalist Ármin Vámbéry, der Jurist Gyula Pikler, der Historiker Dávid Angyal und der Literat Miksa Fenyő. Konrád geht auf den jeweiligen familiären Hintergrund und den Weg zur Konversion ein.

Zuletzt untersucht der Autor die heikle, kaum entscheidbare Frage nach dem Erfolg der Konversionen und deren jeweilige Auswirkungen auf Juden und Nichtjuden. In vielen Fällen führte der Religionswechsel zu einem gesellschaftlichen Aufstieg, zur zumindest oberflächlichen Akzeptanz der jeweiligen Person in bestimmten politischen und wirtschaftlichen Kreisen (Parteien, Klubs, Vereine), zu Eheschließungen, mitunter zu Adellungen. Dennoch waren die Konvertiten häufig weiterhin Vorhaltungen wegen ihrer Herkunft, somit direktem oder indirektem Antisemitismus ausgesetzt. Sie mussten zudem mit Vorwürfen der jüdischen Gemeinde und der eigenen Familienmitglieder umgehen. In den Augen der ungarischen Antisemiten blieben die Konvertiten zudem weiterhin Juden. Spätestens die »Judenählungen« im Ersten Weltkrieg, also Untersuchungen, ob Juden ihrem Anteil entsprechend im Weltkrieg mitkämpften, sollten zeigen, wie verletzlich das ungarisch-jüdische Zusammenleben war und blieb.

Konráds nun bereits in zweiter, unveränderter Auflage vorliegendes Buch schildert überaus anschaulich und vielschichtig ein wichtiges Kapitel der Geschichte der Juden Ungarns. Einzig eine Straffung der mitunter ausufernden Darstellung wäre aus der Sicht des Rezensenten vorteilhaft gewesen: Die unzähligen Beispiele reichern zwar die Ausführungen an, sie verlangsamten aber den Lesefluss.

Franz Sz. Horváth

Rüsselsheim

Intercultural Conflict and Harmony in the Central European Borderlands. The Case of Banat and Transylvania 1849–1939. Ed. SPĂRIOUSU, MIHAI I. Göttingen: V & R Unipress 2017. 383 S., 35 sch/w Abb. ISBN 978-3-8471-0692-0.

Dem Band, der im Rahmen des mehrjährigen Forschungsprojektes „Clash of Civilizations or Peaceful Co-Evolution? Intercultural Contact in the Age of Globalization“ entstand, ging eine 2014 veröffentlichte umfassendere rumänischsprachige Sammlung voraus.¹ Ausgangspunkt der Studien ist das dem Forschungs-

¹ *Armonie și conflict intercultural în Banat și Transilvania. Perspective cultural-istorice, 1650–1950.* Hgg. Mihai I. Spărius, Vasile Boari. Iași 2014.

projekt zugrundeliegende Konzept der interkulturellen Kontakte. Das Interesse gilt einerseits unterschiedlichen theoretischen Ansätzen und neuen computerbasierten Methoden, die bei der Analyse der Gründe interkultureller Konflikte sowie gelungener Kooperationen im zentraleuropäischen Raum anwendbar sind. Andererseits stehen, wie im Untertitel angegeben, Siebenbürgen und das Banat als Beispiele für die Diversität der Region im Fokus. Neben der Rolle der Ethnizität, Religion oder der Eliten in interkulturellen Konflikten und bei guter Zusammenarbeit werden auch die komplexen Beziehungen zwischen Zentrum und Peripherie analysiert. Um jedoch einer machtorientierten binären Opposition zu entgehen, wurde der Begriff des interkulturellen Kontakts mit jenem der *Liminalität* verbunden. Peripherien können in der vertretenen Auffassung liminal sein und sich zum bevorzugten Ort interkulturellen Dialogs entwickeln, wodurch die Grenzen zwischen heterogenen Kulturen statt einer trennenden eine verbindende Funktion übernehmen.

Den genannten thematischen Schwerpunkten entsprechend gliedert sich der Band in drei Teile. Der erste Abschnitt umfasst theoretische Annäherungen an das Konzept der interkulturellen Kontakte, der zweite beinhaltet historische und kulturgeschichtliche Fallstudien zu Siebenbürgen und dem Banat zwischen 1849–1939, der dritte fokussiert auf Thesen beziehungsweise Methoden der *Digital Humanities* und erprobt sie an Fallbeispielen aus Siebenbürgen sowie dem Banat.

Den ersten Teil eröffnet der Streifzug von Victor *Neumann* durch die Geschichte des Banats, der belegt, dass nationale Historiografien kein geeignetes Instrumentarium für die Analyse komplexer Grenzregionen haben. Der Verfasser fordert eine pluralistische Perspektive auf die Interferenz unterschiedlicher Kulturen und Zivilisationen an der Schnittstelle ehemaliger Imperien. Zugleich sieht er eine Chance dafür, dass das Banat wieder aufblüht, wenn es seine Ressourcen grenzüberschreitend ausnutzen kann und nicht mehr zentral verwaltet wird.

Mihai I. *Spariosu* plädiert bei der Erforschung zentraleuropäischer Regionen statt der einfachen Übernahme westlicher, hauptsächlich amerikanischer kulturwissenschaftlicher Zugänge, für die Erarbeitung eines eigenen Instrumentariums. Bei seinen Erörterungen lässt er jedoch die deutschsprachige Fachliteratur, die mehrere Ansätze zur Thematik anbietet (zu denken ist etwa an Werke aus der kulturwissenschaftlichen Reihe „Kultur – Herrschaft – Differenz“, herausgegeben von Moritz Csáky, Wolfgang Müller-Funk und Klaus R. Scherpe) außer Acht. Gleichzeitig fordert Spariosu eine neue intellektuelle Elite, die dem Beispiel des Banater Philosophen Paul Iorgovici Brâncoveanu zu folgen hätte.

Der Essay von Vasile *Boari* bezieht sich auf die europäische Ebene der theoretischen Fragestellung und entfernt sich einigermaßen von der fokussierten Re-

gion. Er nähert sich dem Multikulturalismus aus einer ethischen und einer religiösen Perspektive und kritisiert die »Christophobie« mancher Politiker. Nach der Betrachtung von Gérard Bouchards These von der Interkulturalität plädiert er leidenschaftlich für die Revitalisierung der jüdisch-christlichen Tradition und sieht darin die Möglichkeit für Europa, seine Identitätskrise zu überwinden.

Der letzte Aufsatz des theoretischen Blocks von Daniela Cervinski setzt sich mit Theorien des Multikulturalismus und Post-Multikulturalismus aus gegenwärtiger Perspektive auseinander. Die Autorin plädiert für den Begriff der Interkulturalität, der auf Interaktion fokussiert und geht auf das Beispiel der Republik Moldau ein. Ihr Urteil, Nationalstaaten würden ihre wichtige Rolle verlieren und somit Konzepte von nationalen Mehrheiten und Minderheiten an Relevanz verlieren (S. 131), scheint von den politischen Entwicklungen zumindest in Frage gestellt zu sein. Bei diesen theoretischen Ausführungen wartet der Leser, trotz der genauen Definition der Multikulturalität, vergeblich auf eine Abgrenzung zum Begriff der Plurikulturalität, wobei später Lucian *Nastasă* auf das pluriethnische und plurikonfessionelle Siebenbürgen eingeht (S. 241).

Der zweite und längste Teil des Bandes umfasst neun Fallstudien zu Siebenbürgen und dem Banat, die sowohl chronologisch als auch thematisch ein weites Feld abdecken, das von historischen und pressegeschichtlichen (Loránd *Mádly*, Ioan *Munteanu*, Flavius *Ghender*, Corina-Mihaela *Beleaua*), historiografischen (Lucian *Nastasă*) über ethno-konfessionelle (Mircea *Măran*, Ion *Cârja*, Ionuț *Apahideanu*) bis hin zu kulturellen Fragen (Cornel *Ungureanu*) reicht. Von besonderem Interesse sind die ethno-konfessionellen Konflikte zwischen den Serben und Rumänen im Banat und den Ungarn und Rumänen in Siebenbürgen. *Spariosu* unterstreicht, dass in diesen Konflikten oft nur die Eliten involviert waren und es auch unter ihnen Ausnahmen gab; *Ungureanu* liefert dazu zahlreiche Beispiele aus Temeschwar (*Timișoara*, *Temesvár*).

Die Bestrebung, ein nuanciertes Bild von der Thematik zu zeichnen, ist ersichtlich und gelungen. Obwohl Studien zur Ethnizität im Alltag bereichernd gewesen wären, muss man sich vor Augen halten, dass ein Sammelband notwendigerweise nur selektiv verfahren kann. Die regionale Verteilung der Aufsätze ist ausgewogen: Je vier widmen sich dem Banat und Siebenbürgen, und der letzte unternimmt einen Vergleich der zwei Regionen. Einblicke in neue archivalische Forschungen zur politischen Entwicklung in Siebenbürgen nach 1848 (*Mádly*) und in die Bildungspolitik der Monarchie im Banat in der zweiten Hälfte des 19. und ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (*Munteanu*) belegen die in der Forschung immer wieder betonte Kontraproduktivität der Zentralisierungs- und Magyarisierungsbestrebungen, die zur Intensivierung der nationalen Bewegungen geführt haben. Von besonderem Interesse sind Ausführungen von *Măran* zu »limi-

nalenen« Gestalten, die sowohl von rumänischer als auch von serbischer Seite zur eigenen Elite gezählt wurden. Die Volatilität von ethno-konfessionellen Kategorien belegt der Aufsatz von *Cârja* zu den Beziehungen zwischen der griechisch-orthodoxen und der griechisch-katholischen Kirche. Die Rolle der intellektuellen und politischen Eliten im Nation-Building-Prozess, die in der Fachliteratur oft im Fokus steht, reflektieren gleich mehrere Aufsätze (so *Ghender* und *Beleaua*), die zwar wiederholt darauf hinweisen, dass die Perspektive von unten eine ganz andere sei, auf diese aber nicht näher eingehen. Transnationale Perspektiven werden sowohl vom Herausgeber als auch in den einzelnen Aufsätzen gefordert. Unter diesem Gesichtspunkt betont auch *Nastasă* aus historiografischer Sicht die Notwendigkeit einer Wende in der siebenbürgischen Geschichtsschreibung, die trotz einzelner Bestrebungen noch immer im Zeichen der nationalen Narrative steht.

Der dritte Teil des Bandes umfasst Studien aus dem Bereich der Digital Humanities. *Spariosu* widmet sich dem innovativen *Quantum Relations Principle* und plädiert für dessen Anwendung auf zentraleuropäische Beispiele. *Vlad Jecan* und *Radu Meza* erstellen aufgrund wissenschaftlicher Publikationen in Temeschwar und Arad im letzten Drittel des 19. und im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts mit computerbasierten Analysen eine Karte der Zitate, welche die asymmetrische Beziehung zwischen Deutschen, Ungarn und Rumänen belegt. *Adela Fofiu* veranschaulicht die Relevanz der Datenvisualisierung für die Pressegeschichte, und *Dan Caragea* kommt in seiner semantischen Inhaltsanalyse der Zeitschrift „Societatea de Măine“ (*Gesellschaft von Morgen*) bezüglich der interkulturellen Beziehungen der Zwischenkriegszeit in Rumänien zu ähnlichen Schlussfolgerungen wie die vorangehenden Studien.

Die Aufsätze belegen, wie die einleitenden Erörterungen des Herausgebers, dass sich die Unterschiede zwischen Siebenbürgen und dem Banat einerseits aus ihrer geografischen Lage, andererseits aus ihrer historischen beziehungsweise politischen Entwicklung ergeben. Bis 1867 war das Banat ein liminaler Raum, die sozio-politischen Unterschiede zu Siebenbürgen wurden jedoch nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich weniger relevant. Das Zusammenleben der unterschiedlichen Ethnien war im Banat im Allgemeinen harmonischer als in Siebenbürgen, so dass das Prinzip bestätigt wird: Je diverser die Region, desto weniger interethnische Konflikte. Insgesamt zeigt der Band auf, dass bei regionalen, insbesondere bei gewaltsamen Konflikten, andere Faktoren maßgeblicher waren als die kulturellen und ethnisch-religiösen Identitäten.

UJVÁRI, HEDVIG: *Identitások és kommunikációs csatornák. Magyar-német-zsidó kulturális metszéspontok a dualizmus kori Magyarországon* [Identitäten und Kommunikationskanäle. Ungarisch-deutsch-jüdische kulturelle Schnittpunkte im Ungarn des Dualismus]. Budapest: Magyar Tudományos Akadémia, Bölcsészettudományi Kutatóközpont 2017. 141 S. ISBN 978-963-416-091-5.

Die Literatur- und Kulturwissenschaftlerin Hedvig Ujvári untersucht in der vorliegenden Aufsatzsammlung durch das Prisma der Biografien zweier führender Zionisten ungarisch-deutsch-jüdische Schnittpunkte im Kulturleben Ungarns von 1867 bis 1918, vornehmlich im Pressewesen. Bei den Personen handelt es sich um keine geringeren als Theodor Herzl (1860–1904) und Max Nordau (1849–1923), die, beide in Pest geboren, Ende des 19. Jahrhunderts zu den führenden Gestalten des Zionismus wurden.

Das Interesse Ujváris gilt der ethnisch-religiösen Identität und politischen Selbstverortung. Diesen Fragen geht sie in acht, früher schon erschienenen Aufsätzen nach, die in diesem Band unverändert abgedruckt werden. Die Autorin stellt zuerst die Rolle jüdischer Journalisten in den deutschsprachigen Periodika Ungarns zur Mitte des 19. Jahrhunderts dar. Diese nahmen durch ihre Mitwirkung an Periodika wie „Pester Lloyd“ oder „Journal“ eine kulturelle Vermittlerrolle zwischen dem deutschen und dem ungarischen Sprachraum ein. Eine Reihe jüdischer Journalisten wie Miksa Falk, Lajos Dóczi oder Zsigmond Bródy bereiteten mit ihrem Schaffen den Boden, den später Herzl und Nordau mit Erfolg betraten. Im zweiten Aufsatz vergleicht die Autorin die Jugend Herzls und Nordaus. Beide entstammten je einer der deutschen Kultur verpflichteten, sich dennoch auf dem Weg der Assimilation befindlichen jüdischen Familie aus dem Stand des Bürgertums. Sie wuchsen in einer gemischten, deutsch-ungarischen Umgebung auf, wenngleich das Ansehen der deutschen Sprache höher als jenes der ungarischen war. Die religiöse Prägung beider Heranwachsenden kann trotz des Besuchs der jüdischen Grundschule nicht als stark bezeichnet werden, bedenken wir, dass etwa die vom Gymnasiasten Herzl gegründete Literarische Gesellschaft jüdische Themen nicht aufgriff. Herzls Zweisprachigkeit hätte es zudem durchaus ermöglicht, dass aus ihm ein ungarischer Schriftsteller wird, wenn er sich dafür entscheidet, meint Ujvári. Doch verweist sie auch auf abweichende Positionen der Forschung, die in Herzl mal einen »deutschen Burschen«, mal einen mitteleuropäischen Juden erblickt.

Im Falle Nordaus zeichnet die Autorin dessen Hinwendung zum Deutschtum nach. Diese Entwicklung kann durchaus als konträr zu jener der übrigen Juden Ungarns begriffen werden, war doch die Assimilation an die Ungarn der Haupttrend in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Als Zeichen und Schritte dieser

deutschen Orientierung versteht Ujvári den Namenswechsel, denn erst 1873 wurde aus Maximilian Südfeld jener Max Nordau, der in Journalistenkreisen Bekanntheit erlangte. Die Namensänderung bedeutete einen Abschied von der jüdischen und eine Annäherung an eine deutsche Identität: Nordau sah diese Entwicklung als Um- und Aufwertung an. Antisemitische Erlebnisse in Deutschland und Westeuropa sowie die Vertiefung seiner Bekanntschaft mit Theodor Herzl ließen Nordau jedoch zu seinen jüdischen Wurzeln zurückkehren. Er engagierte sich als Theoretiker und Propagandist des Zionismus und trat für die Gründung eines jüdischen Staates ein. Sein bedeutendster Beitrag hierbei war das Konzept des „Muskeljuden“, womit Nordau die Hebung des physischen, geistigen und wirtschaftlichen Leistungsstandes vor allem der osteuropäischen Juden erreichen wollte.

Ujváris Bändchen beruht vor allem auf der Auswertung bereits erschienener Literatur, die sie aus dem Blickwinkel der Identitätsfrage zusammenfasst. Zwar wäre ein stärkerer theoretischer Zugang etwa hinsichtlich von Termini wie *Identität* oder *Ethnie* und eine abschließende Zusammenführung ihrer Ergebnisse in einem Fazit wünschenswert gewesen. Dennoch bietet ihre Aufsatzsammlung dem neugierigen Leser einen vielversprechenden Einstieg in ein spannendes Thema.

Franz Sz. Horváth

Rüsselsheim

A magyar püspökkari tanácskozások története és jegyzőkönyvei 1892–1918 között [Die Geschichte und die Protokolle der ungarischen katholischen Bischofskonferenz zwischen 1892 und 1918]. Szerkesztette, válogatta, jegyzetekkel és mellékletekkel ellátta BEKE, MARGIT. Budapest: Szent István Társulat 2018. 798 + XVI S., sch/w und farb. Abb. ISBN 978-963-277-671-2.

Über die Sitzungen der Bischofskonferenz und ihre Protokolle zwischen 1919 und 1944, 1945 und 1948 sowie 1949 und 1965 sind bereits 1984, 1992, 2008 und 2015 mehrere Bände erschienen.¹ Die vorliegende umfangreiche Publikation bringt nicht nur die 85 überlieferten Protokolle der Sitzungen der ungarischen katholischen Bischofskonferenz von 1892 bis 1918, sondern im Anhang auch wesentliche und aufschlussreiche Ergänzungen zu den Protokollen und überhaupt Beiträge »zu den Problemen der vielschichtigen und widersprüchlichen Zeit, die damals sowohl die Gesellschaft als auch die Bischofskonferenz beschäftigten« (Widmung des Kardinalprimas Péter Erdő, S. 9).

¹ Vgl. die Besprechungen des Autors in: Ungarn-Jahrbuch 14 (1986) 286–288; 29 (2008) 563–564; 33 (2016/2017) 357–360.

Von diesen damals aktuellen Fragen sei hier nur das Protokoll vom 30. November 1893 erwähnt (Nr. 11, S. 73–79). Der damalige Präsident der geplanten Ungarischen Katholikentage legte den Plan des bevorstehenden (ersten) Katholikentages (1894) der Bischofskonferenz vor und bat um Zustimmung. Der Beschluss der Konferenz lautet wörtlich: »Die Bischofskonferenz heißt die zu den gegenwärtigen Verhältnissen notwendigen Ideen, die Geschäftsordnung und das Programm des Katholikentages gut, allerdings mit der Bemerkung, dass die Texte der am Katholikentag gehaltenen Reden zuvor zur Beurteilung Seiner Eminenz, dem Fürstprimas, vorgelegt werden müssen; ferner, dass das in die Vortragsfolge aufgenommene Referat über den christlichen Sozialismus als zur Zeit nicht opportune Frage ersatzlos gestrichen wird.« Dies ist ein eklatanter Beweis dafür, wie der damalige Episkopat eine der wichtigsten Probleme der Zeit, die dringend zu lösende soziale Lage Ungarns, gesehen, gewertet und die soziale Lehre der Kirche ignoriert hatte.²

Die Ergänzungen sind folgende: die Zeit, der Ort und der Präsident der Konferenzen, die besetzten und die vakanten Bischofssitze, Memoranden, Rundbriefe der Konferenzen, Lebenslauf der Diözesan- und Titularbischofe sowie der Apostolischen Administratoren und der Kapitelsvikare (S. 629–697). Die wichtigste Literatur wird aufgelistet (S. 754–755), zuvor wird eine kurze historische Darstellung der 30 (Erz)Diözesen nach Kirchenprovinzen des alten Königreiches Ungarn geboten (S. 699–753). Aufgeführt sind auch die redaktionellen Bemerkungen, Textkorrekturen und Adaptionen der lateinischen Ausdrücke (S. 756–758). Es folgen das abgekürzte Literaturverzeichnis (S. 758–764), das Namensverzeichnis (S. 765–778) und das Sachregister zu den Protokollen (S. 779–797). Das Werk schließt mit einem englischen Resümee (S. 798) und einem Bildanhang über die Bischofswappen und Siegel sowie einer Landkarte der historischen Diözesen Ungarns (S. I–XVI).

Der Band ist nicht nur eine Fundgrube zur Geschichte der katholischen Kirche in Ungarn am Vorabend des Ersten Weltkrieges, sondern überhaupt eine inhaltsreiche Dokumentation jenes Abschnitts der ungarischen Geschichte. Zu Recht bewertet Kardinalprimas Erdő die Publikation »als eine wesentliche Bereicherung der Geschichtsschreibung Ungarns und dessen Kirche, die vielen Historikern wertvolle Hilfe gewährt und eine aufschlussreiche Lektüre für die interessierten Leser ist« (S. 9–10).

Gabriel Adriányi

Königswinter

² Vgl. Ilona *Reinert-Tárnoky*: Prälat Sándor Giesswein. Christlicher Sozialismus und Demokratie in Ungarn zu Beginn des 20. Jahrhunderts. I–II. In: *Ungarn-Jahrbuch 23 (1997)* 205–286; *24 (1998/1999)* 105–163.

Umbruch mit Schlachtenlärm. Siebenbürgen und der Erste Weltkrieg. Herausgegeben von HEPPNER, HARALD. Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag 2017. 440 S., 26 sch/w Abb. ISBN 978-3-412-50516-5 = Siebenbürgisches Archiv 44.

Die Ereignisse um den Ersten Weltkrieg, um den *Großen Krieg*, wie dieser wegen seiner tiefgreifenden Auswirkungen genannt wird, sind in den Jubiläumsjahren ins Zentrum wissenschaftlicher Forschungen gerückt. Als erschütternder Zusammenbruch des Systems, aber auch der *Welt* des langen 19. Jahrhunderts, spaltet der Große Krieg die Ereignisse in ein *Vorher* und ein *Nachher*. Die umfassenden Imperien zerfielen, und auf ihren Ruinen entstanden Nationalstaaten, Teile eines neuartigen Systems, mit neuen Problemen und Herausforderungen. Der Krieg selbst brachte viele Verwerfungen zum Ausdruck, viele Zustände, die schon vorher unsicher und ins Wanken geraten waren und sich jetzt abrupt änderten – sowohl in der hohen Politik als auch in den kleinsten Dörfern und Gemeinden. Von der Ruhe der siebenbürgisch-sächsischen Gemeinden bis zu den flammenspeienden Gestalten des Todes decken die Schilderungen des vorliegenden Bandes den wichtigsten Vorgang des verflossenen 19–20. Jahrhunderts ab, der das Ende einer Welt und die Entstehung einer anderen mit sich brachte.

Der Band umfasst einen Teil der Vorträge einer gelungenen Tagung des Arbeitskreises für Siebenbürgische Landeskunde zu den Geschehnissen und Folgen des Ersten Weltkrieges (Graz, 5–6. September 2014) und betrachtet seinen Gegenstand in einer einheitlichen Weise, untergliedert in drei Abschnitte: Siebenbürgen vor dem Krieg, während des Krieges und nach dem Weltkrieg. Im Vordergrund spielt sich die Geschichte des *kleinen Mannes*, die Familien- und Lokalgeschichte ab. Beleuchtet werden Aspekte, welche die *Mainstream-Geschichte* nicht immer in Betracht zieht.

Eine gründliche Einleitung liefert Gerald *Volkmer* (Oldenburg) mit „Der Einfluss der siebenbürgischen Frage auf die diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn und Rumänien 1914–1916“. Der Aufsatz ergründet die heiklen Beziehungen der erwähnten Staaten unter dem Einfluss der wichtigsten Auseinandersetzungen zwischen Rumänien und Österreich-Ungarn. Er Autor, einer der ausgewiesenen Fachleute des Themas, beschreibt das Bündnis Rumäniens mit Deutschland und Österreich-Ungarn, die Muster der außenpolitischen Orientierung Rumäniens, die Akteure der Mittelmächte und die siebenbürgische Frage in den Verhandlungen Rumäniens mit den Mittelmächten, die als wichtigste Hürde einer gütlichen Einigung die Neuorientierung Rumäniens beeinflusste. Eine komplexe und interessante Darstellung Siebenbürgens als ein Gebiet, das sowohl von Ungarn als auch von Rumänien begehrt war, bietet Manfred *Rauchensteiner* (Wien). Diese strategisch wichtige Region spielte im Welt-

krieg eine zentrale Rolle – wie dies von den Teilnehmern eingeschätzt wurde, wird anhand vieler Quellen und von militärhistorischen Details geschildert. Abseits der diplomatischen und militärischen Überlegungen spielten die emotionalen Bezüge zu Siebenbürgen als historischer und identitätsstiftender Topos eine überaus bedeutende Rolle. Die letzten Reform- und Zukunftsentwürfe für die Regelung der historisch verwickelten Zustände Siebenbürgens am Vorabend des Weltkrieges werden von Zsolt K. *Lengyel* (Regensburg) unter dem Titel „Nieder- gang, Wiederherstellung, Neugestaltung, Zusammenbruch“ behandelt. Es handelte sich um die letzten politischen Pläne vor allem der siebenbürgisch-ungari- schen Führung, in denen sowohl die nationalen Bewegungen als auch der Transsilvanismus eine wichtige Rolle spielten. Der Autor stellt die Vorstellungen der maßgeblichen Denker mit ihren umsetzbaren oder eher unrealistischen Vor- schlägen dar, so wie diese in die Dynamik der politischen Auffassungen und Maßnahmen der Zeit eingebettet waren. Diese Politik schlug mehrere Lösungen hauptsächlich für das Nationalitätenproblem vor, sie geriet aber letztlich wegen des Zusammenbruches der Doppelmonarchie in eine Handlungsunfähigkeit. Die Frage der Verhältnisse zwischen den Siebenbürger Sachsen und Rumänen in Sie- benbürgen in der Zeitspanne 1910–1916 wird von Stephanie *Dannenberg* (Mün- chen) analysiert. In den Jahren vor dem Weltkrieg verschärften sich die Gegen- sätze zwischen diesen beiden Nationalitäten in politischen Auseinandersetzungen, die hier detailreich bis zur Erschütterung im Verlauf der Kriegsjahre durch die Besetzung siebenbürgisch-sächsischer Ortschaften durch die rumänische Armee beschrieben werden. Enikő *Dácz* (München) beschreibt die Tätigkeit der sieben- bürgischen Abgeordneten im ungarischen Parlament von 1914 bis 1918, unter den Bedingungen der Nationalitätenpolitik und der parlamentarischen Debatten einer Zeit, in der sich Status und Typus des Abgeordneten wandelten. Die Autorin durchleuchtet die ethnische und politische Zugehörigkeit der siebenbürgischen Abgeordneten, deren politische Auffassungen und Diskurse sowie die zwiespäl- tige Situation vor allem der siebenbürgisch-sächsischen Abgeordneten.

Die Rolle der siebenbürgischen Städte im Ersten Weltkrieg untersucht Harald *Roth* (Potsdam). Er betrachtet die Auffassungen und Verhaltensweisen im Ver- gleich zu anderen Städten der Doppelmonarchie. Die kriegsbedingten Maßnah- men beeinträchtigten das städtische Leben überall. Mit fortschreitender Zeit verschärfte sich die Lage im Süden Siebenbürgens. Doch trotz baldiger Evakuie- rungen und auch militärischer Handlungen in dieser Gegend intensivierten sich die Kommunikation und der Austausch zwischen den siebenbürgisch-sächsi- schen Städten.

Die Situation der evangelischen Landeskirche A. B. in den siebenbürgischen Landesteilen Ungarns im Ersten Weltkrieg wird von Ulrich A. *Wien* (Koblenz-

Landau) vorgestellt. Der Krieg erschütterte das Leben der evangelischen Landeskirche stark, und weitere Schläge sollten folgen: Enteignung und Inflation, und auch die Haltung der Gläubigen sollte sich im neu entstehenden Rahmen und durch die veränderten Denkmuster verändern. Den Kern dieses Aufsatzes bildet die Untersuchung der in Hermannstadt (*Sibiu, Nagyszeben*) erschienenen „Kirchlichen Blätter“ sowie von Gedenkbüchern und anderen unmittelbaren Quellen zu vorherrschenden Meinungen über Krieg, Frieden, Feindbilder. Aus all diesen sticht das Entsetzen über den *Rumäneneinfall* im Jahr 1916 heraus, welches tief in das Leben vieler siebenbürgisch-sächsischer Gemeinden eingriff. Ingrid Schiel (Gundelsheim/Neckar) beschreibt die Tätigkeit der siebenbürgischen Frauen zwischen den Weltkriegsfronten von 1916 bis 1918 und 1918/1919. Es wurden mehrere Einrichtungen zur Pflege von Kindern oder Verwundeten, Küchen zur Versorgung des Militärs und der Bevölkerung eingerichtet, Vereine organisiert, dies auch unter den schwierigen Bedingungen der Evakuierung mehrerer Ortschaften. Die Autorin zitiert beispielhaft aus Erinnerungen mehrerer Teilnehmerinnen und belegt damit, dass diese Vorgänge zur Verbesserung der Kommunikation und zur Gleichstellung der Geschlechter beitrugen. Irmgard und Werner Sedler (Kornwestheim) widmen sich dem Fall des Dorfes Zied (*Veseud, Vesszöd*, Komitat Hermannstadt) in den Jahren des Weltkrieges. Wir erfahren einiges über die von Einwanderungen geprägte Geschichte dieses Dorfes, dessen Bewohner ihre Kriegserfahrungen in das kollektive Gedächtnis der Gemeinschaft einbrachten.

Die Flucht- und Besatzungserfahrungen siebenbürgisch-sächsischer Gemeinden im Jahr 1916 werden von Frank M. Schuster (Łódź) anhand des Beispiels von Heltau (*Cisnădie, Nagydisznód*, Komitat Hermannstadt) beschrieben. Ende August, als die rumänischen Truppen vorrückten, wurde die Bevölkerung evakuiert – hier werden die Fälle mehrerer Familien erzählt, deren Flucht nach Westen schwierig und abenteuerlich ablief. Als Quelle dienten dem Autor die Erinnerungen der Betroffenen verschiedenen Alters. Hansgeorg von Killyen (Lahr/Schwarzwald) befasst sich mit der Situation der siebenbürgischen Ärzte im Ersten Weltkrieg, eine weniger beleuchtete Facette des Krieges. Nach der Beschreibung des Militärärztewesens, speziell der Rolle Hermannstadts, werden Werdegang und Erlebnisse einiger siebenbürgisch-sächsischer Ärzte anhand ihrer überlieferten Erinnerungen geschildert. Erika und Eckbert Schneider (Rastatt) berichten über den Fall des Arztes Dr. Hermann Breckner, der noch als Student einrücken musste und dann in Gefangenschaft im russischen Orenburg geriet. Der Beitrag schildert die Zustände und Gegebenheiten seiner »standesgemäßen« Haft, so Kommunikation mit der Außenwelt, die in der Gefangenschaft abgehaltenen Gottesdienste, Arbeitsdienst und Ernährung. Der Entlassungsschein aus dem

russischen Gefängnis erwies sich als nützlich bei der Abwendung einer drohenden Enteignung nach dem Zweiten Weltkrieg. Ionela Zaharia (Klausenburg) zeichnet im Thema der rumänischen Militärgeistlichen aus Siebenbürgen die Aktivität der Geistlichen beim Militär seit dem Ende des 18. Jahrhunderts nach. Für die siebenbürgischen Rumänen brachte der Kriegseintritt Rumäniens mehrere Schwierigkeiten mit sich, die auch auf kirchlicher Ebene wahrnehmbar waren. Die Beschreibung der Tätigkeit der Militärgeistlichen an der Front und in den Kriegsgefangenenlagern bietet interessante Hinweise etwa auf die zwiespältige Stellung der Rumänen zum Staat, die durch Loyalitätskonflikte erschwert war.

Eine sehr interessante Analyse bietet Rudolf Gräf (Klausenburg) in seinem Aufsatz „Klassenbewusstsein versus Nationalbewusstsein“ am Beispiel des Banats. Er beschreibt die Komplexität der Lage in dieser multikulturell und industriell geprägten Region nach dem Jahr 1918, einschließlich der Proklamierung einer Banater Republik und der wechselnden militärischen und politischen Machtstrukturen während der Anwesenheit serbischer, rumänischer und französischer Truppen, ebenso die Ereignisse der Übernahme des Banats durch die rumänischen neuen Behörden. Die Arbeiterschaft legte ein starkes politisches Bewusstsein an den Tag und setzte den Generalstreik geschickt als Waffe ein. Ihre Denkwiese blieb den Behörden, die auch gewaltsam versuchten, Ordnung zu schaffen, fremd.

Florian Kühner-Wielach (München) öffnet die Reihe der Beiträge im nächsten thematischen Block mit einer Untersuchung der regionalistischen Diskurse nach dem Ersten Weltkrieg anhand einer 1922 erschienenen Denkschrift von Iuliu Maniu (1873–1953), einer bedeutenden Gestalt der siebenbürgisch-rumänischen Politik, und der kurzlebigen Zeitung „Ardealul“ (Siebenbürgen), in welcher dieser veröffentlicht wurde und wegen vermeintlich proungarischer Ansichten den Argwohn der rumänischen Behörden weckte. Das komplizierte Verhältnis der Siebenbürger Magyaren zu den Rumänen und Sachsen thematisiert Franz Sz. Horváth (Rüsselsheim). Nach dem Ersten Weltkrieg wurde in Großrumänien ein politisches System eingerichtet, das nicht zentralisierte, sondern vielfach die Rechte der nationalen Minderheiten verletzte. Auf Seiten der ungarischen Minderheit erschwerte das Trauma der völkerrechtlichen Neuordnung die Integration in den neuen Staat. Horváth unterzieht die Formen des Gedenkens an den Krieg – von den Denkmälern bis zu den verschiedenen Vereinen – einem Vergleich mit den Siebenbürger Sachsen und Rumänen, bei dem er auf fundamentale Unterschiede stößt: Bei der ungarischen Minderheit habe es sich in der gesamten Zwischenkriegszeit um eine »vertagte Erinnerung und verschleppte Trauer« gehandelt. Komparatistisch geht auch Bernhard Böttcher (Paderborn) bei der Analyse der Erinnerungskulturen der Siebenbürger Sachsen und der Banater Schwaben

vor. Die Kriegerdenkmäler, Totentafeln und die Gedenkfeiern spielen für ihn auch bei der Ausprägung kollektiver Identität eine wichtige Rolle. Der rumänische Staat gewährte in der Zwischenkriegszeit interessanterweise einen Freiraum – eine relative Duldung – für die Ausübung dieser mehrheitlich kirchlich geprägten Praktiken. Der Autor arbeitet in diesem Zusammenhang auch Unterschiede zwischen den Siebenbürger Sachsen und den Banater Schwaben heraus. Bei letzteren sei der religiös gefärbte Kult stärker auf die dörfliche Gemeinschaft bezogen gewesen, während bei den Siebenbürger Sachsen die eigene Gruppen- und religiöse Identität im Vordergrund gestanden habe. Die Grafik von Ludwig Hesshaimer (1872–1956), eines auch wegen seiner späteren NS-Verwicklung weniger bekannten Künstlers, ist das Thema des Beitrags von Markus Lörz (Gundelsheim). Die meisten Radierungen Hesshaimers zum Ersten Weltkrieg entstanden im Sinne des Symbolismus vom Ende des 19. Jahrhunderts, unter dem Eindruck der Übermacht des Todes – der Krieg selbst wird als Totentanz dargestellt. Die Werke befinden sich in der Siebenbürgischen Bibliothek in Gundelsheim/Neckar. Die Abbildungen von Kaisern und Königen, die – vom Teufel verleitet – den Krieg anzetteln, von sterbenden Soldaten, dem (mitunter mechanisierten) feuerpeienden Tod, sind düster, manchmal mit Versen aus der Weltliteratur verziert. Ihre künstlerische Analyse bildet den Kern des Aufsatzes.

Der Band enthält auch die rumänisch- und ungarischsprachige Zusammenfassung aller Beiträge, ein Verzeichnis der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie ein Personen- und Ortsregister. Es ist ein gelungenes Werk, das mehrere Facetten und viele neue Einzelheiten der Geschehnisse um den Ersten Weltkrieg in Siebenbürgen behandelt.

Loránd L. Mádly

Cluj-Napoca

„...akkor aszt mondták kicsi robot“. *A magyar polgári lakosság elhurcolása a Szovjetunióba korabeli dokumentumok tükrében* [„...ein bisschen Arbeit sagte man damals“. Die Verschleppung der ungarischen Zivilbevölkerung in die Sowjetunion im Spiegel zeitgenössischer Dokumente]. Szerkesztette és a bevezető tanulmányt írta STARK, TAMÁS. Budapest: Magyar Tudományos Akadémia, Bölcsészettudományi Központ – Történettudományi Intézet 2017. 495 S., 1 Tab. ISBN 978-963-416-076-2 = Magyar történelmi emlékek. Okmánytárak.

Die vorliegende Quellenedition über die Verschleppung der ungarischen Zivilbevölkerung in die Sowjetunion nach dem Zweiten Weltkrieg fügt sich in die Reihe von unlängst erschienenen Dokumentenpublikationen und Monografien zur Geschichte der sowjetisch-ungarischen Beziehungen um 1945 ein. Behandelten die meisten bisherigen Werke vorrangig das Verhalten ungarischer Soldaten in

der Sowjetunion und das Vorgehen der sowjetischen Machthaber im besetzten Ungarn, so werden im vorliegenden Band 276 Quellen zu dem Themenfeld ungarischer Kriegsgefangener und Zwangsarbeiter in der Sowjetunion abgedruckt. Den Quellen ist eine fundierte Einleitung vorangestellt, in der Tamás Stark, wissenschaftlicher Hauptmitarbeiter des Geschichtswissenschaftlichen Instituts der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, sowohl auf die Genese und den Ablauf der Deportationen als auch auf das sowjetische Lagersystem eingeht.

Stark zeigt auf, dass die Verschleppungen in drei Wellen stattfanden. Die erste fand bereits während der Kampfhandlungen Ende 1944 statt, zur zweiten kam es vor allem auf dem Gebiet der Karpatenukraine, und die dritte betraf die deutsche Bevölkerung des Landes. Unter den Verschleppten befanden sich mehrere Tausend jüdische Ungarn, die nur kurze Zeit zuvor den nationalsozialistischen Konzentrationslagern entkommen waren. Den neuen Machthabern ging es nicht nur um politisch unzuverlässige Personen (also um Antikommunisten oder konservativ-bürgerliche Personen), die sie rechtzeitig aus dem politischen Leben entfernen wollten, sondern auch um Rache, denn sie verschleppten aus stark umkämpften Orten besonders viele Menschen. Die Folgen der Deportationen waren menschlich-individuell wie auch soziologisch gesehen beträchtlich. Insbesondere in den Regionen, die Ungarn nach 1938 aufgrund von Schiedssprüchen zurück-erhalten hatte, führten die Deportationen dazu, dass die ungarischen Gemeinden ihre traditionellen Führungsschichten verloren. Die Geschichtswissenschaft rechnet mit etwa 500.000–600.000 ungarischen Staatsbürgern, die zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion verschleppt wurden.

Diese Zahl umfasst nicht nur gefangengenommene Soldaten (etwa 200.000–250.000 Personen), sondern eine mindestens genauso viele Zivilpersonen. Sie sollten in der Sowjetunion zum Wiederaufbau des Landes, damit zur Wiedergutmachung für die erlittenen Schäden herangezogen werden. Sie arbeiteten dort unter menschenunwürdigen Verhältnissen unter anderen in den berüchtigten Lagern von Workuta und Kolyma. Krankheiten, Hunger und die unmenschliche Behandlung führten zum Tod unzähliger Menschen. Die Bemühungen der ungarischen Außenpolitik um eine Rückkehr der Verschleppten waren unmittelbar nach Kriegsende erfolglos. Erst nach 1948 kehrten die Zwangsarbeiter in größerer Zahl zurück, nach dem Tod Stalins 1953 dann massenhaft. Die Rückkehrer durften nichts über ihre Erlebnisse und Behandlung berichten, weshalb ihr Schicksal bis 1989 weitgehend unbekannt blieb. Doch saß vielen die Angst auch so stark in den Knochen, dass sie freiwillig auch nichts erzählen wollten. Diese Furcht spiegelt sich in den hier abgedruckten Quellen, die rein privater Natur (Briefe und Bittschriften von Ehefrauen, deren Männer und Söhne verschleppt wurden), of-

fizielle Protokolle von Lokalbehörden oder Noten der ungarischen Regierung an die Alliierte Kontrollbehörde sind.

Es ist das Verdienst des Bandes und seines Herausgebers, zur Bekanntmachung dieses der breiteren Öffentlichkeit bislang nicht genügend bekannten Kapitels ungarischer Nachkriegsgeschichte einen wichtigen Beitrag geleistet zu haben.

Franz Sz. Horváth

Rüsselsheim

SCHUBERT, GABRIELLA: *Was ist ein Ungar? Selbstverortung im Wandel der Zeiten*. Wiesbaden: Harrassowitz 2017. 319 S., 112 Abb., 3 Kt., 2 Diagr., 2 Tab., 1 Schema. ISBN 978-3-447-10818-8.

Es sind immer noch die Deutschen, die für Ungarn Interesse zeigen. Dies sei gleich eingangs festgestellt, da heutzutage auch die Humanwissenschaften, sogar auch deren geschichtswissenschaftlichen Zweige von unsinniger Anglomanie geprägt sind. Abgesehen davon, dass Einsprachigkeit Einseitigkeit bedingt, ist es zweifellos komisch, wenn die Historiker aus dem deutschsprachigen Raum miteinander auf Englisch kommunizieren und dabei Klugheiten über deutschsprachige historische Quellen von sich geben, die sie selbst nicht gelesen haben – ein bedeutender Anteil der historischen Quellen dieses Gebiets entstand nämlich in deutscher Sprache und wurde nie ins Lateinische oder in irgendeine Nationalsprache übersetzt. Die Deutschen, eben auch die deutschen Historiker, wissen sehr wohl, jedenfalls besser als die Niederländer, Franzosen oder vor allem die Engländer, wo Mitteleuropa liegt – auch wenn viele deutsche Intellektuelle aus Bequemlichkeit, aus politischem Interesse oder als Konsequenz der Gehirnwäsche neueren Ursprungs dies vergessen zu haben scheinen. Wegen dieser Tatsache ist dieses Buch besonders bedeutend und einer neuerlichen Rezension in dieser Zeitschrift wert.¹

Es ist nicht dem Zufall zuzuschreiben, dass es gerade jetzt erschienen ist. Es ist hochaktuell, und zwar nicht nur deswegen, weil etwa zeitgleich ein vom Ungarischen Institut der Universität Regensburg ein Band ähnlicher Thematik herausgegeben wurde, der auch politische Aktualitäten hervorstreicht, indem er Fragen stellt wie *Wer sind die Ungarn? Was wollen sie? Wie sehen sie sich selbst? Was hüpfen sie hier herum?*² Hinzu kommt der Umstand, der immer wieder unterstrichen werden soll: Es gibt keine Nationalgeschichte mit einer einzig gültigen Interpretation. Man braucht die Augen von unabhängigen Beobachtern, und das Urteil

¹ Siehe die Besprechung von Mihai Márton in: *Ungarn-Jahrbuch* 33 (2016/2017) 365–367.

² *Ungarn, Deutschland, Europa. Einblicke in ein schwieriges Verhältnis*. Hgg. Zsolt K. Lengyel [u. a.]. Regensburg 2017.

dieser Augen setzt das Erkennen der inneren Sichtweise, also den Einsatz interner Augen voraus. Wir sollten aber nicht naiv sein. Die Stimme der Intellektuellen, die seit Jahrhunderten, aber gewiss seit der Zeit von Robert Gragger (1887–1926), der den Begriff *Hungarologie* als erster definiert hat, kontinuierlich daran arbeiten, eine Basis für die Umwandlung der Stereotypen und Stigmata historischer Zeiten zu schaffen – wobei sie die Wichtigkeit des gegenseitigen Kennenlernens betonen –, wurde nie richtig gehört. Ihnen wurde nie ein effektiver Spielraum gesichert. Das Wirtschaftsinteresse ist egozentrisch, einen steigenden Gewinn kann es nur erzielen (und im kindischen Wettrennen *Wer von uns ist reicher?* vorrücken), wenn das Zusammenleben der Völker nicht friedlich ist. Die Europäische Union von heute ist auch nicht mehr als ein gemeinsamer Markt. Vielleicht gibt oder gab es seriöse Politiker und Ökonomen, die mehr erreichen wollen, und zwar eine Europäische Konföderation, diese liegt aber noch in der unabsehbaren Zukunft. Intellektuelle, die Gesichtspunkte eines anderen Volkes, einer anderen Kultur tatsächlich nachvollziehen können, finden keinen Platz in der heutigen EU – abgesehen vom Fall eines Konfliktes, für dessen Ursachen sich auch die *Demokratie*-Ritter des freien Wettbewerbes interessieren. Im heutigen Deutschland gibt es scheinbar einige, die sogar die Menschen kennenlernen wollen, die die Investitionsgebiete bewohnen, und mit denen sie Bündnisse schließen wollen. Es ist gut zu wissen, dass sie sich nicht nur an diejenigen wenden, die das betroffene Gebiet nur vom Hörensagen kennen, oder die – Gott bewahre – dort nur Bekannte haben und lediglich aufgrund von deren Urteilen den Auftraggeber informieren wollen.

In der deutschen Historiografie unserer Zeit zeigt sich eine neue komparatistische Tendenz. Regelmäßig erscheinen Analysen über die Geschichte der Länder Mitteleuropas aus der Feder von Autorinnen und Autoren, die wissen, dass die Forschung über den deutschen Einfluss auf die fragliche Region das bessere Verständnis von dieser Region ermöglicht. Gleichzeitig wird auch die dortige Rezeption von deutschen Gedanken erforscht. Währenddessen macht man sich auch mit der Mentalität der Bevölkerung vertraut und im günstigen Fall – wie bei Gabriella Schubert – gewinnt man einen unmittelbaren, lebensgerechten Überblick darüber, wie die Anwohner einander betrachten. Das Ungarn-Bild von Schubert erklärt sich unter anderem daraus, dass sie nicht nur Hungarologin und Historikerin, sondern auch Slawistin, auswärtiges Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Serbien und in Ungarn ist. Sie hat sich bislang in zahlreichen Studien mit der Sprache, der Volkskunde, der Bildungsgeschichte und mit der Politikgeschichte der Völker Mitteleuropas und des Balkans befasst. Ohne mit ihr gesprochen zu haben, vermute ich, dass sie, die in Ungarn geboren wurde, sich auch durch die politischen Ereignisse der vergangenen Jahre angesprochen fühlte,

als Krönung des ungarischbezogenen Teiles ihres Lebenswerkes all ihr Wissen über das Selbstbild der Ungarn für die deutschen Historiker zusammenzufassen. Natürlich wäre aber ihr Buch für jeden deutschen Durchschnittsintellektuellen, sogar für einen Bürger mit Abitur gut verständlich. Inzwischen hat sich aber die Meinungsbildung so weit aus dem Umfeld der Einzelpersonen entfernt – für Deutschland gilt ja insbesondere, dass die Pressefreiheit die Lähmung der eigenen Meinungsbildung mit sich brachte (Pressefreiheit ja, aber keine Meinungsfreiheit) –, dass nur eine geringe Chance dafür besteht, dass dieses Buch bis auf wenige Historiker gelesen wird. Es lohnt sich jedoch. Auch für die Ungarn ist es lesenswert: Es hält uns einen Spiegel vor.

Dieses Werk ist tatsächlich ein zusammenfassendes Handbuch nach deutscher Logik. Es muss eine harte Arbeit gewesen sein, da es auf jeder Seite Thesen formuliert und diese sogar entlang ihrer Stärken und Schwächen analysiert, und zwar so, dass es bei jedem einzelnen Argument einen Vertreter der These aus der Fachliteratur, also einen Experten des entsprechenden Fachgebietes anführt. Das Literaturverzeichnis ergibt so eine gute Bibliografie der Fachliteratur des Themenkreises – eine Zusammenstellung, die beispielsweise einen akademischen Historiker wie Gyula Kristó mit dem Publizisten und Schriftsteller György Konrád zusammenführt (die die Werke des jeweils anderen höchstwahrscheinlich nie gelesen haben). Gewiss könnten zum einen oder anderen Kapitel weitere Studien angeführt werden. Das Ungarn-Bild von Gabriella Schubert ist aber kohärent: Über Einzelfragen könnte man diskutieren, über das Gesamtwerk kaum.

Bemerkenswert ist, dass eine Professorin aus deutscher Umgebung – seit 1971 in Berlin tätig, ab 1995 bis zum Ruhestand 2008 Professorin für Slawistik an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena –, in den Einführungskapiteln speziell die Frage behandelt, wie die Ungarn selbst ihre Stellung in Europa begreifen. Die Wahl zwischen *Osteuropa*, *Mitteleuropa*, *Ostmitteleuropa*, *Südosteuropa*, *Südosteuropa-Balkan* oder eben *Zwischeneuropa* kann nur scheinbar leicht als eine Frage der Perspektive abgetan werden. Im Gegenteil, sie wird sowohl auf ungarischer Seite als auch in den Historiker-Werkstätten Deutschlands ernst genommen – vor allem um zu bestimmen, welche Völker außer den Ungarn noch in der fraglichen Großregion leben und nach welchen Kriterien diese als dort ansässig betrachtet werden. Joachim Bahlcke bezeichnet Mitteleuropa als »Ost-Mittel-Europa« und zählt die Bulgaren, Rumänen, Ukrainer, Serben, Bosniaken, Kroaten, Slowaken, Polen, Litauer und weitere kleinere Völker mit dazu, die Finnen, Esten und Letten jedoch nicht, und die Österreicher selbstverständlich auch nicht. Der von ihm vor wenigen Jahren mit herausgegebene stattliche Band „Religiöse Erinnerungsorte

in Ostmitteleuropa³ führt Erinnerungsorte mehrerer Religionen zusammen, es fehlt jedoch unter anderem die Stadtgemeinde Mariazell (die allerdings an der Grenze zwischen der Steiermark und Niederösterreich liegt). Der Band vermittelt die Botschaft *sieh mal, da ist ja der Ostblock, die gehören so zusammen*. Danach stimmten dieses Bild und der Luther-Effekt in *Ostmitteleuropa* doch nicht überein. So wandelt es sich zum »östlichen Teil Europas« um.⁴ Angemerkt sei, dass weder die Esten noch die Ungarn im »östlichen« Teil Europas leben, und wenn doch, dann erstreckt sich die Grenze Europas als die Grenze des westlichen Christentums. Man sollte sich vor Augen halten, dass die Rezeptionsgeschichte der westlichen Geistesströmungen bei den Finnen, Esten und Letten die gleiche wie bei den Litauern, Polen und Ungarn ist. Und sie ist ganz anders bei den Serben, Rumänen und Bulgaren.

Gabriella Schubert sieht klar, dass die Frage *wo leben wir?* bei der Bestimmung unserer Identität von Bedeutung ist. In diesem Teil ihres Buches vermisst der Rezensent aber den Namen von Lajos Pándi. Am Institut für Geschichtswissenschaften der József-Attila-Universität zu Szeged wurde in der nahen Vergangenheit die Idee von *Zwischeneuropa* mit drei Publikationen – einer Landkartensammlung, einer Chronologie und einem Ortsnamenlexikon – in den Vordergrund gerückt.⁵ Die Autorin kennt und erwähnt auch den Begriff *Zwischeneuropa*, der Rezensent ist aber der Meinung, dass die Ungarn sich viel mehr Gedanken darüber machen, als sie dies zum Ausdruck bringt.

Das Buch von Gabriella Schubert ist zwar aktuell, es aktualisiert jedoch nicht genügend. Eines der Kapitel behandelt das Ungarn-Bild der heutigen Magyaren („Wo positioniert sich Ungarn heute?“). Was seit 2010 über Ungarn geschrieben wurde, wird immer wieder von den Klischees der deutschen Medien bestimmt. An dieser Stelle bricht die Autorin mit ihrer historischen Sichtweise. Ohne Anschuldigungen oder Urteile lässt sie einfach einiges aus. Sie spricht nicht darüber, dass viele im heutigen Ungarn der Meinung sind, dass die doppelte oder eben mehrfache Moral bei der Beurteilung der einzelnen Völker für Ungarn immer ein unglückliches Ergebnis zur Folge hatte. Unabhängig davon, dass – wie aus dem Buch ersichtlich – die meisten Probleme der Ungarn selbstgebacken und nicht vom *bösen Ausland* verursacht waren, ging die Mehrheit der Ungarn die 1990er

³ *Religiöse Erinnerungsorte in Ostmitteleuropa. Konstitution und Konkurrenz im nationen- und epochenübergreifenden Zugriff*. Hgg. Joachim Bahlcke, Stefan Rohdewald, Thomas Wunsch. Berlin 2013.

⁴ *Der Luthereffekt im östlichen Europa. Geschichte – Kultur – Erinnerung*. Hgg. Joachim Bahlcke, Beate Störtkuhl, Matthias Weber. Berlin/Boston 2017.

⁵ *Köztes-Európa 1763–1993. Térképgyűjtemény*. Hg. Lajos Pándi. Budapest 1997; *Helységnév-változások a Köztes-Európában 1753–1995*. Hg. Péter Bencsik. Budapest 1997; *Köztes-Európa 1756–1997. Kronológia*. Hg. Lajos Pándi. Budapest 1999.

Jahre mit Vertrauen und Begeisterung, aber naiv und blind an. Unsere *Verbündeten* haben diese Chance genutzt und missbraucht. Diesem ab dem Ersten Weltkrieg historisch-makroökonomisch zerrumpelten Land wurden freier Wettbewerb und Kapitalverkehr sowie absolute Vorrangstellung der Unternehmensfreiheit geboten. Das, was auf Europa verweist, soll der Ungar vergessen, da es für eine Nationenbildung bereits zu spät oder diese schon zu weit fortgeschritten, folglich nur eine globale Denkart gefragt sei – entsprechend dem Interesse der Nutznießer des Ersten und des Zweiten Weltkrieges sowie des Krieges im Irak und derjenigen, die vom ukrainischen Konflikt profitieren wollen und weitere Konflikte generieren. Die Kulturnation existiere nicht. Wer für eine kulturelle Einheit eintrete, sei ein Nationalist oder Chauvinist.

Gabriella Schubert erfasst richtig das eigentliche Problem, stellt es aber weniger gut dar: Die Ungarn hatten im Mittelalter die Rolle des Gastlandes gespielt und waren während der „Europäisierung“ im 18. Jahrhundert eines der offensten Völker. An dieser Eigenschaft hat sich bis heute nichts Grundlegendes geändert. Dieser Aspekt kommt bei der Schilderung der Situation nach 1990 zu kurz.

Das Gewicht der Symbole sollten in unseren Tagen auch die Ungarn kennen, und es ist auch für die Deutschen gut, zu wissen, wie die Ungarn die Symbole verstehen. Die Lösung besteht nämlich nicht im Verbot der historischen Symbole beziehungsweise der Geschichte oder gar der Traditionen, und zwar mit der Begründung, dass all dies – nach nur ungenau definierten Kriterien – einige Personen oder Personengruppen beleidige. Die Geschichte und sich selbst könnte man wie einen Flagellant aus einer mittelalterlichen Bruderschaft auffassen, insbesondere wenn Interessen vorhanden sind, die Selbstgeißelung anregen (die Deutschen kennen diese Frage allzu gut).

Das gegenseitige Kennenlernen und das gegenseitige Erkennen der Vorstellungen bieten aber einen anderen Weg der Wahrnehmung, der nicht einfach und sogar zeitaufwendig ist, aber vom Werk Gabriella Schuberts hilfreich begleitet wird, wenn wir es nicht einseitig interpretieren. Aus diesem Buch kann gefolgert werden, dass die Ungarn nur glauben, einen Platz unter den Völkern Europas gefunden haben, in Wahrheit sind sie immer nur starrköpfige Außenseiter. Nach einer anderen Deutungsart, der hoffentlich mehr Leser folgen, handelt es sich um eine andere, und zwar um eine eigene Geschichte, die darauf wartet, kennengelernt zu werden. Wenn wir mit den Ungarn in Verbindung kommen, dann werden wir schon erfahren, worauf sie empfindlich reagieren, was sie gar nicht mögen und wo man auf sie zählen kann.

SÓLYOM, LÁSZLÓ: *Das Gewand des Grundgesetzes. Zwei Verfassungssikonen – Ungarn und Deutschland*. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2017. 38 S., 1 sch/w, 6 farb. Abb. ISBN 978-3-8305-3768-7.

Das Grundgesetz Ungarns, das am 25. April 2011 verabschiedet wurde und am 1. Januar 2012 in Kraft trat, ist seit seiner Entstehung heftigen Diskussionen im In- und Ausland ausgesetzt. Diese Debatte war freilich nur zu einem gewissen Teil eine juristische. Viel wichtiger schien einem Großteil der Beobachter in der wissenschaftlichen und der medialen Öffentlichkeit die aus der neuen Verfassung zu entnehmende Symbolik. Als anachronistisch, unmodern, revisionistisch, gar rückständig wurde das Werk bezeichnet. Es galt – mit Blick auf seine Entstehung nicht zu Unrecht – als politisch verordnetes Mittel der im Jahr 2010 gewählten Regierung von Ministerpräsident Viktor Orbán, einen von Fidesz für sich allein beanspruchten »echten Systemwechsel« zu verkörpern und mit den für die eigene Auslegung der Geschichte ungeliebten Teilen der Vergangenheit zu brechen.

Viele wertvolle Publikationen sind mittlerweile zum Grundgesetz erschienen. Hervorzuheben ist das Werk „Ungarns Verfassung vom 25. April 2011. Einführung – Übersetzung – Materialien“ von Herbert Küpper. Er legte dem Publikum ein Werk vor, das die oft ideologische Debatte um eine fundierte juristische Analyse bereicherte.

Dass nun auch László Sólyom, der ehemalige Staatspräsident Ungarns, hochangesehener Staatsrechtler und zuvor Präsident des ungarischen Verfassungsgerichts, sich mit dem vorliegenden Werk erneut in die Debatte einschaltet, ruft naturgemäß Interesse hervor. Um die Spannung herauszunehmen: Das Buch konnte die inhaltlichen Erwartungen des Rezensenten an eine kurzweilige und bereichernde Darstellung leider nicht erfüllen. Die mit 38 Seiten sehr kurz geratene Fibel stellt das ungarische Grundgesetz von 2011 und das Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland von 1949 – der Titel und der Umfang verheißen es – selektiv und vorrangig auf der Ebene einer vom Autor Sólyom identifizierten »Symbolik« gegenüber. Ziel der Abhandlung scheint es, mit der Symbolik des ungarischen Grundgesetzes abzurechnen. Als gelungenes Gegenexemplar führt er, ebenso selektiv und nicht inhaltlich, das deutsche Grundgesetz an.

Man darf – wie es auch der Rezensent tut – die Ansicht vertreten, dass die Art der ungarischen Verfassungsgebung von 2011, die eine »nationale Konsultation« der Bürger ohne jede Bindungswirkung, eine Verabschiedung ohne echte inhaltliche Diskussion (wofür auch der Boykott durch die Links-Opposition zumindest mitverantwortlich war) sowie allerlei symbolische, für den einen oder anderen Betrachter folkloristisch wirkende Aktionen umfasste, auch besser hätte laufen können: Eine Verfassung kann, so auch Sólyoms Kritik, schließlich nur dann eine

positive Symbolik entwickeln, wenn sich die Mehrheit der betroffenen Bürger mit ihr identifiziert. Hingegen war die Verfassung von Anbeginn, entgegen ihres Bekenntnisses, ein Instrument der Spaltung der ohnehin tief zerrissenen ungarischen Gesellschaft. Dies betrifft nicht die gegenüber der mutmaßlich »stalinistischen Verfassung«, die sich seit 1989 stetig weiterentwickelte, verwunderlicher Weise oftmals unveränderten Inhalte, sondern das politisch-programmatische „Nationale Bekenntnis“, Bezugnahmen auf die tausendjährige Geschichte und die Heilige Krone sowie ein als »Rosinenpickerei« ausgestaltetes Geschichtsbild. Negatives (so etwa die Rolle Ungarns im Zweiten Weltkrieg, einschließlich der Mitschuld ungarischer Behörden und Bürger an der Judendeportation) wird ausgeblendet, anderes verklärt. Die Verfassung will ein gutes Nationalgefühl vermitteln, was – hier sei nur ein Beispiel genannt – in völligem Gegensatz zur traurigen Grundstimmung der ungarischen Nationalhymne steht. Dass Nationalgefühl ohnehin nicht von oben verordnet oder auch beseitigt werden kann, dürfte nichts anderes als die ostmitteleuropäische Geschichte des 20. Jahrhunderts besser beweisen. Auch das ungarische Grundgesetz von 2011 wird in diesem Punkt daher auf der Ebene des untauglichen Versuchs steckenbleiben.

Ob es einer eigenen Abhandlung bedurfte, welche die vom Autor Sólyom als misslungen empfundene Symbolik des ungarischen Grundgesetzes darstellt, erscheint trotz allem fraglich. Das Ziel des Büchleins bleibt unklar. Sólyom, der in Anbetracht seiner Arbeit mit der *alten Verfassung* ohnehin nicht unbefangen ist, beschränkt sich, nach einer Nennung einiger inhaltlicher Kritikpunkte, auf Aspekte, die in der Verfassungswirklichkeit (Staatsorganisation und Grundrechtsschutz) wenig Relevanz haben dürften. Auffallend ist hier, dass der Vergleich zwischen unterschiedlichen Verfassungen, bezogen auf die Symbolik, zumeist schon deshalb hinkt, weil unterschiedliche Länder und damit unterschiedliche Sitten und Gebräuche, sprachliche Gewohnheiten und verschiedene historische Sichtweisen Eingang finden. Die durch und durch »fachbezogen« erscheinende Genese des Grundgesetzes von 1949 ist insoweit nicht nur einem bewusst kommunizierten (symbolischen?) Bruch mit der jüngsten Vergangenheit Deutschlands geschuldet, sondern auch Ausfluss einer den Deutschen mitunter nachgesagten Sachlichkeit. Was Sólyom in diesem Punkt in seinem Lob für das deutsche Grundgesetz unterschlägt, war allerdings von größter praktischer Bedeutung für die deutschen Nachkriegsjahre: Die vermeintliche Zurückhaltung und selbstverordnete Sachlichkeit konnte nicht verhindern, dass Akteure des Dritten Reiches (Politiker, Richter, Staatsanwälte, Universitätsprofessoren und hohe Beamte) sich jahrzehntelang in wichtigen Positionen halten und eine echte Aufarbeitung der Nazizeit in den ersten Jahrzehnten nach 1949 geradezu sabotieren konnten. Der Hinweis auf einen »kargen Hocker« bei der Unterzeichnung des deutschen

Grundgesetzes als Symbol für ein seinerzeit opportunes Maß nationaler Zurückhaltung durch die am Normtext Mitwirkenden bringt insoweit aber weder historischen noch juristischen Mehrwert oder gar irgendeine Beweiskraft. Das kollektive Schweigen brach erst nach 1968, also 20 Jahre nach Inkrafttreten des Grundgesetzes. Auf der anderen Seite ist klar, dass eine im Jahr 1949 geschaffene und in der Praxis gut bewährte Verfassung (die übrigens stets als provisorisch gedacht war und weder vor noch nach der deutschen Wiedervereinigung dem Volk zur Abstimmung vorgelegt wurde!), die sich streitbefangener symbolischer Bezugnahmen weitestgehend enthält, bis heute mehr positive »praktische Symbolkraft« zu entfalten vermochte als das erst im Jahr 2011 verabschiedete ungarische Vergleichsobjekt. Dessen Bewährungsprobe steht noch bevor, was die Zukunft bringt, weiß man nicht.

Was die Symbolik angeht, muss Sólyom zudem bekannt sein, dass »den Ungarn« – zu Recht oder nicht – eine gefühlsbetonte, auf ausländische Beobachter mitunter emotional und verklärend wirkende Sichtweise auf die Nation nachgesagt wird. Wenn man so will, ist gerade dieser vermeintliche Pomp des ungarischen Grundgesetzes aber ein Bruch mit jener jüngeren »realsozialistischen« Vergangenheit (1945–1989), die jegliches nationale Symbol oder Gefühl aus der eigenen Geschichte zu verbannen suchte. Ob sich insoweit eine »Abrechnung« oder auch nur eine Gegenüberstellung beider Gesetze auf der Ebene der Symbolik wirklich lohnt, zweifelt der Rezensent bereits im Grundsatz an. Beide Normtexte entstanden unter völlig unterschiedlichen historischen Vorzeichen.

Von praktischer Bedeutung ist hingegen die Aussage Sólyoms, dass es der alltägliche Umgang mit der Verfassung sein wird, der darüber entscheidet, wie sie von den Bürgern wahrgenommen wird. Hier nur so viel: Das von seinen Machern als »felsenefest« definierte Grundgesetz wurde zwischenzeitlich fünfmal reformiert.

Sólyom legt, zusammenfassend, ein durch und durch *ungarisches*, weil unveröhnliches Buch vor, das sich größtenteils in emotionalen Fragen verstrickt, in der Auslegung von Symbolik verrennt, die bitter nötige sachliche inhaltliche Auseinandersetzung aber vernachlässigt. Jene inhaltliche Debatte, deren Fehlen die ungarische Politik seit 1989 prägt und im Grundgesetz von 2011 seinen vorläufigen *symbolischen* Höhepunkt gefunden hat. Es scheint, als beginge der ehemalige Verfassungsrichter Sólyom letztlich den gleichen Fehler wie der eigens für das Grundgesetz eingesetzte »Symbolikbeauftragte« Imre Kerényi (1943–2018): Den Wert einer Verfassung weniger an ihren Inhalten zu messen als an den Bildern, welche die Prachtausgabe oder das „Nationale Glaubensbekenntnis“ transportieren. Kerényi gab, was einigen Lesern dieser Rezension nicht bekannt sein wird, sogar eine Reihe von Bildern aus Anlass der Verabschiedung des Grundgesetzes

von 2011 in Auftrag. Recht und Gesetz, der Rahmen eines Zusammenlebens im Rechtsstaat, werden so zu reinster Folklore.

Sólyom bezeichnet in seinem Werk die mehrfach wiedergewählte Regierung als »Regime« und als »Zweidrittelmehrheitmacht«. Dies lässt vermuten, dass ein gewisses Maß an Verbitterung Motivation der Abhandlung gewesen sein könnte. Von einem solchen Ausgangspunkt her ist eine – wie oben betont: dringend notwendige! – sachliche Debatte allerdings schwer zu führen. Dass gerade Sólyom als einer der besten Kenner des ungarischen Verfassungsrechts für eine Bereicherung der inhaltlichen politischen Debatte, die in Ungarn so sehr fehlt, geradezu prädestiniert wäre, entbehrt nicht einer gewissen Tragik.

Michael Pießkalla

München

